
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495144 7



Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

---

6. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die

Grafen von Hohenberg.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Vorwelt.

Mit Ernst und Wehmuth ergreift uns der Anblick gestürzter Größe oder vergangener Herrlichkeit. Je erhabener der Gegenstand, je glänzender sein Loos war, desto tiefer und düsterer ist unser Gefühl. So geht der Wanderer achtlos am zertretenen Grase des Fußpfades vorüber; aber mit trübem Blicke weilt er an der gestürzten Eiche, welche im Gewitter der letzten Nacht ein Blitz zu Boden streckte. Staunend mißt er die Riesenglieder, gedenkt mit Wehmuth der Erquickung, die ihr Schatten ihm in heißen Tagen both, und mit Schaudern der ungeheuern Naturkraft, der dieser Koloß nicht zu widerstehen vermochte.

Überall, wo wir wohnen, haben vor uns Menschen gelebt. Wir wandeln auf den Gräbern der Vergangenheit; aber spurlos ist sie verschwunden. Nur hier und dort hat ein Einzelner ein Denkzeichen hinterlassen, das uns an ihn und seine Zeit er-

innert. So stehen rings um uns im Lande, auf Bergspitzen und Felsenstirnen, die Trümmer der Vorwelt, die ehemahligen Wohnungen gewaltiger, berühmter Geschlechter. Wo sind sie hin? Wo ist ihr Wirken, ihr Walten? Verschwunden bis auf die letzte Spur! Kaum daß hier und dort eine alte Chronik oder ein Blatt der Weltgeschichte in irgend einer vorübergehenden Beziehung ihren Nahmen nennt! Viele, die meisten sind nicht bis zu uns gelangt, und niemand weiß zu sagen, wer diese Mauern auf dem verwandten Felsen gründete, wem das Leben in wechselnden Sorgen und Freuden auf diesen Höhen verschwand, was für Thränen hier flossen, was für Gefühle und welches Bewußtseyn unter den Gewölben dieser Familiengrüfte auf ewig zur Ruhe gebracht sind.

An dem schwachen Faden der zweifelhaften Sage steigt die Phantasie gerne in jene graue Vergangenheit hinauf, kehrt, mit vielen Muthmaßungen und weniger Gewißheit bereichert, wieder in die öde Gegenwart zurück, und liebt es, die kalte, freudenlose Umgebung mit den dunkeln Gemählden auszuschmücken, die sie dort erbeutete, und die wenigstens vor unserer glänzend verständigen Zeit den Vorzug tiefglühender Wärme und innigen Gefühls haben; jene Gemählde felsenfesten Sinnes, uner-

schütterlicher Treue, inniger Frömmigkeit und heisser Liebe bis in den Tod.

Dort, wo die wilden Wellen der Traisen *) aus dem Gebirge hervorströmen, führt an ihren Ufern ein angenehmer Pfad zwischen waldigen Hügeln, die sich bald zu beträchtlichen Bergen erheben, ihr entgegen in die geheimen Thäler, durch die sie vom hohen Alpengebirge den Weg nimmt, um in die Fläche heraus zu eilen. Einige Stunden geht man dem klaren rauschenden Waldwasser entgegen, das, je tiefer im Gebirge, desto reißender über Stämme und Sträuche dahin strudelt, bis endlich ein stilles geräumiges Thal sich freundlich öffnet, und der Wanderer plötzlich den Schauplatz vielseitiger Geschäftigkeit, und zugleich die Herrlichkeit einer großen Abtey mit ihrer Kirche und allen dazu gehörigen Gebäuden vor sich liegen sieht. Das ist das Cisterzienserstift Lilienfeld, jetzt groß, prächtig und reich, von gewerbfleißigen Menschen umgeben **), die das Eisen dieser Berge an den Wäldern derselben zu Waffen schmelzen, und die beste Gabe der milden Natur zum Verderben ihrer Brüder verarbeiten.

Einst war es nicht so. Als zuerst Leopold, Herzog von Österreich, im dreyzehnten Jahrhunderte die frommen Mönche von Cisteaux kommen ließ,

und ihnen in diesen waldbedeckten Schluchten einen Platz zur Wohnung anwies, da mußten sie erst die alten Forste lichten, der Natur mit angestrengtem Fleiße den Boden abkämpfen, um ihre Nahrung daraus zu ziehen; da war noch klein, und nicht mit Marmor bedeckt, ihre Kirche, und die armen Brüder nach den strengen Regeln des heiligen Bernhard schliefen alle zusammen in dem hallenden Saale *), dessen Größe und schreckende Kälte der Wanderer noch jetzt mit Staunen betrachtet, wenn sein Blick zwischen den langen Reihen Gothischer Säulen hinab irret, die die Äste zum luftigen Gewölbe empor strecken, wie die Zweige der alten Buchen und Eichen sich im Forste zu grünen Laubgewölben vereinigen. Damahls wurden die Brüder, die früher zur Ruhe gingen, in der Gruft unter dem Kreuzgange beygesetzt. Dreyßig Tage lang blieb die Stelle offen, gleichsam wie die Pforte des Todes, die Brüder betheten an der Schlafstätte des Vorangegangenen, und die Mondessichel streute die Schatten der Gesträuche, die vor den hohen Kreuzgangfenstern wankten, auf sein kaltes Lager.

Nur selten durchstreifte in jenen Zeiten ein einsamer Reisender die unermeßlichen Wälder dieser Berge, nur selten wallte ein Pilger zu dem Gnadenbilde, das, tief hinein in den höchsten Alpen ver-

borgen, noch wenigen Unglücklichen bekannt war, bis Markgraf Heinrich von Mähren den Dank für seine erhaltene Gesundheit durch die Auffindung des Wunderortes, und die Erbauung einer schönen Kirche um denselben bezeigte ⁴). Aber schon wurden die Wälder lichter; arme Leute, bedrängt von den Kriegszügen, die die freyere Ebene durchschwärmten, retteten sich in die Freystätte der guten Mönche, und ein Dörfchen entstand um Kirche und Kloster herum. Bald ertönte der Schall der Glocken am Mittag oder Abend durch's Thal und in dem Gebirge, und rief einer ziemlich zahlreichen Gemeinde zur Andacht oder Ruhe.

Als im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Vater- und Königsmord Albrecht des Ersten von Habsburg ganz Deutschland mit Entsetzen erfüllte, und die Kriegsscharen seiner rachedürstenden Tochter, der Königinn von Ungarn und ihrer Brüder, der Herzoge von Österreich, die Länder durchstreiften, die Burgen der Königsmörder zerbrachen, und sie selbst dem Tode oder der ewigen Acht überlieferten, da fühlten auch die stillen Thäler um das Kloster die Erschütterungen der Zeit. Fünf Stunden weiter hinein in den Bergen öffnet sich ein kleines Thal, und mitten darin beherrscht auf einem ringsum freyen waldigen Felsen die Burg Hohen-

berg [5]) die niedrigen Höhen und die Thalschlucht sammt dem Wege, der von hier gegen das Stift, und auf der andern Seite noch tiefer in's Waldgebirg führt. Hier hauseten die Grafen von Hohenberg, ein reiches mächtiges Geschlecht. Von diesem Stammschlosse aus verbreiteten sie sich weit umher durch's Land bis jenseit der Enns, wo die jüngere Linie grosse Güter besaß. Ein unglückseliger Verdacht zog auch die Grafen von Hohenberg beyder Linien in das furchtbare Schicksal hinein, das die Ritter von Palm, von Eschenbach, von der Wart, und so viele andere angesehene Familien traf [6]). Ihre Burgen unter und ober der Enns wurden zerstört, sie selbst mit ihren Angehörigen sanken theils durch das Schwert, theils entflohen sie unbekannt und unentdeckt. Wenige Jahre nachher lebte kein Hohenberg mehr, und andere Edle erhielten ihre Güter zu Lehen, und hauseten in ihren Burgen.

Aber in dem Thale, wo das Kloster Lilienfeld steht, weiter hinab in einer lieblichen Krümmung, spiegelten sich in den klaren Fluthen der Traisen ein kleines einfaches Haus, von der Witwe des verstorbenen Stiftpflegers bewohnt. Frau Mechthild lebte hier nach dem Tode des geliebten Gemahls einsam, kinderlos, den Blick nach Jenseits

gerichtet. Gebeth und fromme Übungen nahmen den größten Theil ihrer Zeit ein, die übrige wandte sie an, durch künstliche Arbeiten die Altäre zu schmücken; und so floß ihr Leben, zwar außer den Klostermauern, aber ganz Gott geweiht, in klösterlicher Stille hin.

Schaudernd und angstvoll hörte sie in ihrer Abgeschiedenheit die Kunden jener Ereignisse, und sah mit Entsetzen die Scharen blutiger Reisiger durch die friedlichen Thäler ziehen. Allerley schreckliche Geschichten, vergrößert durch das Gerücht, beschäftigten ihre Einbildungskraft, und machten lange Zeit den Inhalt der Gespräche zwischen ihr und einigen Matronen aus, die zuweilen sie zu besuchen kamen.

Da scholl einmahl in einer stürmischen Regennacht, als der Himmel Frau Mechthilden in seinem Grimme die Gräuel der Menschen zu strafen schien, ein leises Pochen an ihrer Hausthür. Erschrocken horchte sie auf; das Pochen ertönte noch ein Mahl und stärker. Frau Mechthild konnte es nicht länger verkennen, und, obwohl zitternd vor den Ereignissen der Zeit, überwand doch das Mitleid mit irgend einem verirrten Wanderer ihre Furcht. Sie stand auf, und befahl der Magd zu öffnen. Da stand ein triefender Pilger vor der geöffneten Thür, ein

alter Mann, dessen greise Locken und tiefbekümmertes Gesicht jede Furcht verscheuchten. Er grüßte Frau Mechthilden freundlich, schlug hierauf seinen Mantel zurück, und zeigte der erstaunten Frau ein wunderschönes Mädchen von ungefähr drey Jahren, das schlafend auf seinen Armen lag. Mein Gott! rief Mechthild: Das arme Kind, in diesem Wetter! Es schläft, erwiederte der Pilgersmann: Seht, es weiß in seiner Unschuld nichts von allem dem, was um dasselbe vorgeht. Bey diesen Worten blickte er tiefsinnig auf die schlafende Kleine, und ein Seufzer entstieg seiner Brust. „Wollt ihr wohl so gütig seyn, edle Frau, und dem armen Würmchen für diese Nacht einen Unterstand in eurem Hause gönnen? Das Gewitter hat uns überfallen, als ich mit der Kleinen nach Hause wollte. Mein Weg ist noch weit. Morgen hohle ich es mit tausend Dank ab.“ Frau Mechthild stand eine Weile zweifelnd; aber ein Blick auf das liebliche Geschöpf überwand jede Bedenklichkeit. Sie streckte die Hände aus, und nahm es dem Fremden schonend vom Arme. Nun gebt nur her! sagte sie: Wer möchte wohl den Kleinen Liebesdienst versagen? Aber bleibt lieber selbst hier! Es regnet und stürmt gar zu fürchterlich. Gott lohne euren guten Willen, edle Frau! antwortete der Fremde: Aber ich muß fort,

meines Bleibens ist hier nicht. Nehmt das Kindlein in Acht! Morgen bin ich wieder bey euch. Der Pilger drückte noch einen leisen Kuß auf die Stirn des schlafenden Mädchens, machte das Zeichen des Kreuzes über sie, und ging. Frau Mechthild nahm das wunderbare Pfand auf ihren Arm, trug es auf ihr Lager, legte die Kleine sorglich neben sich, dachte noch eine Weile über das seltsame Ereigniß nach, und entschlief im süßen Gefühl einer guten That neben dem neuen Pflegling.

Am andern Morgen erwachte die Kleine zuerst, und weckte durch ein leises Weinen ihre Nachbarinn. Umsonst versuchte Frau Mechthild mit tausend Schmeicheleyen und Zureden den Schmerz des Kindes zu stillen; es konnte sich nicht in die neuen Umgebungen finden, und fragte unablässig nach dem guten Gregor. Die Versicherung, ihn bald zu sehen, welche Frau Mechthild hundert Mahl wiederhohlen mußte, beschwichtigte es eine Zeit lang; aber als der Morgen und der Vormittag verging, und kein Gregor erschien, als der Mittag vorüber war und die Dämmerung einbrach, da vermochte nichts es zu beruhigen; es konnte sich gar nicht fassen, und schluchzte so heftig, daß Mechthild für seine Gesundheit fürchtete. Auch ihr kam die Sache je länger, je seltsamer vor. Es wurde Nacht, es

wurde Morgen; es vergingen drey Tage — eine Woche — ein Monath — kein Pilger kam. Nach und nach versiegten die Thränen des Kindes, es lernte sich an seine neuen Verhältnisse gewöhnen; und Frau Mechthild, gerührt durch die hülflose Lage des verwaisten Geschöpfes, angezogen durch seine Liebenswürdigkeit, fing an, es als ein Geschenk des Himmels, der ihre Einsamkeit erheitern wolle, und das Ganze als eine wunderbare Fügung zu betrachten, der zu widerstreben sündlich wäre.

Noch mehr wurde sie in dieser Ansicht durch ihren Bruder, den Prior des Klosters, bestärkt. Er sah in der Art, wie das Kind in ihre Hände kam, eine unmittelbare Einwirkung des Himmels, so ein armes Geschöpf den Gräueln der Welt, den Schrecknissen der jetzigen Zeit zu entrücken, und bestand deßwegen mit Eifer darauf, daß sie es für das Kloster erziehen sollte.

Die kleine Agnes ward also als Hausgenossinn aufgenommen. Ihren Nahmen hatte sie selbst genannt, und verworrene Erinnerungen an prächtige Gemächer, an eine zahlreiche Dienerschaft, an einen schrecklichen Tag, wo wilde Menschen in ihr Haus kamen, und das Haus zu brennen anfing, waren alles, was Frau Mechthild erfahren konnte. Nach und nach ließ auch diese Neugier nach, so wie

die Hoffnung schwand, sie befriedigen zu können, und das Herz der guten Matrone hing sich allmählich mit immer innigerer Liebe an die Kleine. So begierig sie im ersten Jahre die Wiederkunft des Pilgers erwartet hatte, eben so sehr hätte sie sich jetzt davor gefürchtet, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen wäre, daß man dieses Kind je wieder fordern würde. Wie die Rose im Gebüsche, nur vom Auge des Himmels und der frommen Einfalt gesehen, wuchs Agnes empor. Frau Mechthild hielt sie streng aber liebreich; sie unterrichtete sie in allen weiblichen Künsten, die sie wohl verstand. Der Prior lehrte sie nothdürftig lesen und schreiben und das Brevier verstehen, da sie zur Klosterjungfrau bestimmt war; und ihr Leben floß heiter und still dahin. Sie hatte keine Vorstellung, daß es außer ihrem Thal noch Länder, außer den Bauern und Mönchen noch Menschen auf der Erde, außer ihrer Lebensart noch Freuden auf der Welt gäbe.

---

berg [5]) die niedrigen Höhen und die Thalschlucht sammt dem Wege, der von hier gegen das Stift, und auf der andern Seite noch tiefer in's Waldgebirg führt. Hier hauseten die Grafen von Hohenberg, ein reiches mächtiges Geschlecht. Von diesem Stammschlosse aus verbreiteten sie sich weit umher durch's Land bis jenseit der Enns, wo die jüngere Linie große Güter besaß. Ein unglückseliger Verdacht zog auch die Grafen von Hohenberg beyder Linien in das furchtbare Schicksal hinein, das die Ritter von Palm, von Eschenbach, von der Mark, und so viele andere angesehene Familien traf [6]). Ihre Burgen unter und ober der Enns wurden zerstört, sie selbst mit ihren Angehörigen sanken theils durch das Schwert, theils entflohen sie unbekannt und unentdeckt. Wenige Jahre nachher lebte kein Hohenberg mehr, und andere Edle erhielten ihre Güter zu Lehen, und hauseten in ihren Burgen.

Aber in dem Thale, wo das Kloster Lilienfeld steht, weiter hinab in einer lieblichen Krümmung, spiegelten sich in den klaren Fluthen der Traisen ein kleines einfaches Haus, von der Witwe des verstorbenen Stiftpflegers bewohnt. Frau Mechthild lebte hier nach dem Tode des geliebten Gemahls einsam, kinderlos, den Blick nach Jenseits

gerichtet. Gebeth und fromme Übungen nahmen den größten Theil ihrer Zeit ein, die übrige wandte sie an, durch künstliche Arbeiten die Altäre zu schmücken; und so floß ihr Leben, zwar außer den Klostermauern, aber ganz Gott geweiht, in klösterlicher Stille hin.

Schaudernd und angstvoll hörte sie in ihrer Abgeschiedenheit die Kunden jener Ereignisse, und sah mit Entsetzen die Scharen blutiger Reisiger durch die friedlichen Thäler ziehen. Allerley schreckliche Geschichten, vergrößert durch das Gerücht, beschäftigten ihre Einbildungskraft, und machten lange Zeit den Inhalt der Gespräche zwischen ihr und einigen Matronen aus, die zuweilen sie zu besuchen kamen.

Da scholl einmahl in einer stürmischen Regennacht, als der Himmel Frau Mechthilden in seinem Grimme die Gräuel der Menschen zu strafen schien, ein leises Pochen an ihrer Hausthür. Erschrocken horchte sie auf; das Pochen ertönte noch ein Mahl und stärker. Frau Mechthild konnte es nicht länger verkennen, und, obwohl zitternd vor den Ereignissen der Zeit, überwand doch das Mitleid mit irgend einem verirrten Wanderer ihre Furcht. Sie stand auf, und befahl der Magd zu öffnen. Da stand ein triefender Pilger vor der geöffneten Thür, ein

alter Mann, dessen greise Locken und tiefbekümmertes Gesicht jede Furcht verscheuchten. Er grüßte Frau Mechthilden freundlich, schlug hierauf seinen Mantel zurück, und zeigte der erstaunten Frau ein wunderschönes Mädchen von ungefähr drey Jahren, das schlafend auf seinen Armen lag. Mein Gott! rief Mechthild: Das arme Kind, in diesem Wetter! Es schläft, erwiederte der Pilgersmann: Seht, es weiß in seiner Unschuld nichts von allem dem, was um dasselbe vorgeht. Bey diesen Worten blickte er tiefsinnig auf die schlafende Kleine, und ein Seufzer entstieg seiner Brust. „Wollt ihr wohl so gütig seyn, edle Frau, und dem armen Würmchen für diese Nacht einen Unterstand in eurem Hause gönnen? Das Gewitter hat uns überfallen, als ich mit der Kleinen nach Hause wollte. Mein Weg ist noch weit. Morgen hohle ich es mit tausend Dank ab.“ Frau Mechthild stand eine Weile zweifelnd; aber ein Blick auf das liebliche Geschöpf überwand jede Bedenklichkeit. Sie streckte die Hände aus, und nahm es dem Fremden schonend vom Arme. Nun gebt nur her! sagte sie: Wer möchte wohl dem kleinen Liebesdienst versagen? Aber bleibt lieber selbst hier! Es regnet und stürmt gar zu fürchterlich. Gott lohne euren guten Willen, edle Frau! antwortete der Fremde: Aber ich muß fort,

meines Bleibens ist hier nicht. Nehmt das Kindlein in Acht! Morgen bin ich wieder bey euch. Der Pilger drückte noch einen leisen Kuß auf die Stirn des schlafenden Mädchens, machte das Zeichen des Kreuzes über sie, und ging. Frau Mechthild nahm das wunderbare Pfand auf ihren Arm, trug es auf ihr Lager, legte die Kleine sorglich neben sich, dachte noch eine Weile über das seltsame Ereigniß nach, und entschlief im süßen Gefühl einer guten That neben dem neuen Pflegling.

Am andern Morgen erwachte die Kleine zuerst, und weckte durch ein leises Weinen ihre Nachbarinn. Umsonst versuchte Frau Mechthild mit tausend Schmeicheleyen und Zureden den Schmerz des Kindes zu stillen; es konnte sich nicht in die neuen Umgebungen finden, und fragte unabläßig nach dem guten Gregor. Die Versicherung, ihn bald zu sehen, welche Frau Mechthild hundert Mahl wiederhohlen mußte, beschwichtigte es eine Zeit lang; aber als der Morgen und der Vormittag verging, und kein Gregor erschien, als der Mittag vorüber war und die Dämmerung einbrach, da vermochte nichts es zu beruhigen; es konnte sich gar nicht fassen, und schluchzte so heftig, daß Mechthild für seine Gesundheit fürchtete. Auch ihr kam die Sache je länger, je seltsamer vor. Es wurde Nacht, es

wurde Morgen; es vergingen drey Tage — eine Woche — ein Monath — kein Pilger kam. Nach und nach versiegten die Thränen des Kindes, es lernte sich an seine neuen Verhältnisse gewöhnen; und Frau Mechthild, gerührt durch die hülflose Lage des verwaisten Geschöpfes, angezogen durch seine Liebenswürdigkeit, fing an, es als ein Geschenk des Himmels, der ihre Einsamkeit erheitern wolle, und das Ganze als eine wunderbare Fügung zu betrachten, der zu widerstreben sündlich wäre.

Noch mehr wurde sie in dieser Ansicht durch ihren Bruder, den Prior des Klosters, bestärkt. Er sah in der Art, wie das Kind in ihre Hände kam, eine unmittelbare Einwirkung des Himmels, so ein armes Geschöpf den Gräueln der Welt, den Schrecknissen der jetzigen Zeit zu entrücken, und bestand deßwegen mit Eifer darauf, daß sie es für das Kloster erziehen sollte.

Die kleine Agnes ward also als Hausgenossinn aufgenommen. Ihren Nahmen hatte sie selbst genannt, und verworrene Erinnerungen an prächtige Gemächer, an eine zahlreiche Dienerschaft, an einen schrecklichen Tag, wo wilde Menschen in ihr Haus kamen, und das Haus zu brennen anfing, waren alles, was Frau Mechthild erfahren konnte. Nach und nach ließ auch diese Neugier nach, so wie

die Hoffnung schwand, sie befriedigen zu können, und das Herz der guten Matrone hing sich allmählich mit immer innigerer Liebe an die Kleine. So begierig sie im ersten Jahre die Wiederkunft des Pilgers erwartet hatte, eben so sehr hätte sie sich jetzt davor gefürchtet, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen wäre, daß man dieses Kind je wieder fordern würde. Wie die Rose im Gebüsche, nur vom Auge des Himmels und der frommen Einfalt gesehen, wuchs Agnes empor. Frau Mechthild hielt sie streng aber liebreich; sie unterrichtete sie in allen weiblichen Künsten, die sie wohl verstand. Der Prior lehrte sie nothdürftig lesen und schreiben und das Brevier verstehen, da sie zur Klosterjungfrau bestimmt war; und ihr Leben floß heiter und still dahin. Sie hatte keine Vorstellung, daß es außer ihrem Thal noch Länder, außer den Bauern und Mönchen noch Menschen auf der Erde, außer ihrer Lebensart noch Freuden auf der Welt gäbe.

Herrmann.

An einem schönen Frühlingsnachmittag kam der Prior, und hohlte seine Schwester und Agnes ab, um ihnen zu einer Stunde, wo kein Gottesdienst war, eine künstliche Arbeit, die sie für den Frauenaltar verfertigt hatten, an Ort und Stelle zu weisen. Sie traten in das kühle hallende Gewölbe. Die scheidende Sonne goß helles Gold durch die bunten Fenster hinter dem Hochaltar, und streuete blendendes Farbenspiel auf den Marmorboden. Agnes ging mit kindischer Neugier überall herum, besah die Bilder und prächtigen Schnitzwerke, und ergetzte sich an den wechselnden Farben zu ihren Füßen. Da hörte sie ein leises Geräusch, sie wandte sich, und ein Knabe, wenig älter, aber viel höher als sie, und schneeweiß gekleidet, stand von Schimmer und Gold umflossen an der Thür der Sacristey. Sie erschrack. Sie trat hocherröthend zurück. Der Knabe sah sie mit dunklen Augen

freundlich an; sie erröthete noch mehr. Die ganze Erscheinung dünkte sie so wunderbar, so schön, daß ihr kindlicher Glaube sie im ersten Augenblicke für einen der Engel hielt, die den frommen Kindern gern erscheinen. Aber der Engel kam näher; er faßte des Mädchens Hand, und fragte sie mit freundlicher Stimme, wer sie sey, wie sie hierher gekommen? Agnes antwortete schüchtern. Der Knabe hielt ihre Hand immer, und sah ihr mit dem dunklen Blicke in die Augen, bis sie sie erröthend niederschlug, und die Hand leise wegzuziehen versuchte. Ich thue dir nichts, sagte der Knabe: Du darfst dich nicht fürchten, ich bin gern bey dir, du solltest auch nicht von mir weggehen wollen. Das beruhigte Agnes. Sie ließ dem Knaben ihre Hand, sie erhob das Auge wieder, sie antwortete nun beherzter. Bald lag auch die andere Hand in seiner zweyten, und nun schwatzten die Kinder fröhlich und unbefangen, und erzählten sich alles, was sie wußten. Der Knabe hörte Agnesens Erzählung mit großer Freude. Auch er war eine verlassene Waise, die der Abt mitleidig aufgenommen, auch er kannte seine Ältern nicht, auch er war, wie sie, zum geistlichen Stande bestimmt. Das machte ihnen das größte Vergnügen, und sie freueten sich mit einander auf die festlichen Tage der Einklei-

dung, von denen man beyden so viel vorgesagt hatte. Noch standen sie so Hand in Hand, als Frau Mechthild mit dem Prior sich ihnen näherte. Die Kinder liefen auf sie zu, und bathen, daß sie noch beysammen bleiben dürften. Frau Mechthild sah ihren Bruder verwundert an: Was ist das für ein Knabe? Der Prior antwortete ihr, daß er ein Pflegekind des Klosters, und zum Klosterleben bestimmt sey; und da er heute den Dienst in der Sacristey gehabt habe, wäre er vermuthlich herausgekommen, als er die Kleine am Altare gesehen. Frau Mechthild schüttelte den Kopf, sie war nicht zum Verweilen zu bewegen; denn die Sonne war bereits tief hinter den Bergen, und es dämmerte in der Kirche. Agnes bath noch; aber der Knabe war zurückgetreten, und sprach kein Wort. Man mußte scheiden. Agnes ging in tiefen Gedanken neben ihrer Pflegemutter nach Hause, und nun hing sie sich an ihren Hals und schmeichelte und bath so lange, bis sie es endlich von Mechthild erhielt, daß diese mit dem Prior sprechen, und er den Klosterknaben zuweilen zu ihnen bringen sollte, weil die arme Agnes gar keine Gespielinn ihres Alters hatte.

Der Prior willigte ein; die Kinder waren noch so jung. Sie kamen oft zusammen, sie spielten still

und glücklich mit einander, bald im Garten, bald auf der Wiese. Herrmann brachte Agnesen Blumen, Agnes band Kränze daraus zu seiner Primiz, zu ihrer Profeß. Das war ihr gewöhnlichstes Spiel; und der wilde Knabe, mit dem sonst seine Lehrer manche Noth hatten, war sanft wie ein Lämmchen bey Agnesen, und die Drohung, nicht zu ihr gehen zu dürfen, oder Frau Mechthilden seine Unarten zu verrathen, brachte ihn zu allem, was der Prior, dem seine Erziehung anvertraut war, von ihm verlangte.

Jahre vergingen, die Kinder wuchsen heran. Das stille Thal war der Schauplatz ihrer Freuden; er sollte der ihres Lebens werden, wenigstens für Herrmann, der sich schon als einen Mönch von Eisienfeld betrachtete. Agnes ward mit jedem Tage vollkommener in den künstlichen Gebilden, die ihre Hand verfertigen lernte, und in allen den Übungen sanfter Tugend und geduldigen Gehorsams, deren sie zu ihrem künftigen Berufe bedurfte. Herrmann bereitete sich zu seinem Stande in frommen Beschäftigungen, in allerley Handreichungen bey den ältern Mönchen, und beyde wurden sich mit jedem Jahre theurer, unentbehrlicher.

Unter diesen alten Mönchen hatte einer den Knaben besonders lieb gewonnen. Er war, wie

man sagte, ein Ritter aus altem edlen Geschlechte, berühmt in Schlachten und Turnieren, der manches in der Welt versucht und erfahren, und den endlich Unglück und Verfolgung in diesen stillen Zufluchtsort gescheucht hatten. Der Knabe bezahlte des Greisen Wohlwollen mit inniger Anhänglichkeit, und kannte nach dem Glücke, bey Agnes zu seyn, kein höheres, als an dem Munde des Alten zu hängen, wenn er ihm von seiner thaten- und sturmvollen Jugend, von seinem Leben und Treiben in der Welt erzählte. Pater Hugo nahm den Knaben mit auf weite Gänge durch's Gebirge, wenn er auf fernen Höhen oder im tiefverborgenen Thale den Kranken Trost und die letzte Seelenspeise zu bringen hatte. Da stiegen sie oft mit einander empor zum Neste des Adlers, und wo die Gemsen auf nackten Klippen springen, und auf einer Felsenklippe sitzend, tief unter sich das neblichte Thal und die kleinen Wohnsitze der Menschen, öffnete sich des Greisen Herz, und er erzählte dem Knaben aus der düstern Vergangenheit, die mit ihren Leiden und Freuden nun auch schon tief unter ihm lag, wie das Thal. Er schilderte Schlachten und Turniere, das Leben an den Höfen der Fürsten, und zuweilen berührte ein flüchtiges Wort und ein halb erstickter Seufzer Freuden von höhe-

rer Art, die unbestimmte Ahnungen und eine dunkle Sehnsucht in des Knaben Seele weckten. Freylich schloß der Alte schnell vor den neugierigen Blicken die Aussicht wieder; aber er konnte den Eindruck nicht verwischen, den solche entfallene Worte hinterließen, und es schien beynahe, als wollte er es auch nicht. Er wußte um Herrmanns Umgang mit dem unbekannten Mädchen, er ließ sich von ihren Spielstunden erzählen, und er lächelte zuweilen, wenn auf ihren Gängen der Knabe mit Gefahr die höchsten Spitzen erkletterte, oder in Klüfte hinab stieg, um eine schöne Blume, ein Vogeley oder eine andere Seltenheit für die kleine Gespielinn zu erbeuten. Sorglich verwahrte Agnes diese theuren Geschenke, und betrachtete die Sammlung derselben als ihren kostbarsten Schatz.

So hatte nun Herrmann das Jünglingsalter erreicht, und Agnesens kindliche Schönheit entwickelte sich zu jungfräulicher Blüthe. Jetzt fanden es der Prior und Frau Mechthild nicht mehr anständig, die Kinder so viel und so zwanglos miteinander umgehen zu lassen; auch dachte der Prior daran, Herrmann bestimmter zu seinem Berufe zu bilden, und manche Stunde, die er sonst bey Agnesen in schuldlosen Spielen oder mit seinem Freunde Hugo auf Bergen und in Wäldern frey

genossen hatte, mußte er nun in der engen Zelle oder im düstern Gewölbe der Klosterbibliothek bey mühsamen Abschreiben und Nachmahlen von alten Missalen zubringen. Wenn dann kaum ein Sonnenstrahl durch die hohen schmalen Fenster fiel, wenn die vergitterten Schränke so schweigend und düster um ihn herum standen, und er das Pochen des Holzwurms im Getäfel hören konnte, befiel ihn eine dumpfe Schwermuth; mit heißer Sehnsucht strebte sein Geist hinaus in's Freye, und nur eine einzige Stunde mit Agnes im Garten oder mit Hugo auf den freyen Bergen zuzubringen, war der heiße Wunsch, der Tag und Nacht rastlos seine Seele beschäftigte. Er bath, er flehte um die unschuldige Vergünstigung; sie ward ihm gebietherisch abgeschlagen. Da empörte sich sein Gemüth; was man billigen Bitten eigensinnig, wie er dachte, verweigerte, sollte nun dennoch sein werden.

So oft er nun auf eine halbe Stunde sich fortstehlen konnte, eilte er an die Hecken, die Frau Mechthilds kleinen Garten von dem Waldgebüsche trennten. Ach, es waren Wochen vergangen, seit er die geliebte Gespielinn, sonst sein täglicher Umgang, nicht gesehen hatte! Oft, sehr oft ging er vergebens. Agnes ließ sich nicht im Garten sehen.

Schon fing ein düsterer Trübsinn an, sich des Jünglings zu bemächtigen — da — o Glück, das nur ein jugendliches Herz fühlen kann! — da erblickte er die lang Ersehnte einmahl hinter der Hecke, wie sie sinnend und still sich mit den Blumen beschäftigte. Seine Brust schwoll, ein bisher unbekanntes Gefühl drängte ihn, sich ihr zu nahen; eine eben so unbekannte Scheu hielt ihn zurück. Agnes schien ihm seit den paar Monden, wo er sie nicht gesehen, verändert; sie kam ihm größer, schlanker, aber auch ein wenig blasser und ernster vor. Eine seltsame Empfindung bewegte ihn; er trat an die Hecke, er rief sie leise beym Nahmen. Sie sah sich erschrocken um, aber helles Purpurroth überzog ihr Gesicht, als sie Herrmann erblickte. Mit einem Sprunge war sie an der Hecke, reichte ihm die Hand, und konnte vor Freuden nicht gleich sprechen. Als sie Worte fand, als die Herzen sich öffneten, o was hatten die armen Kinder sich nicht zu sagen, zu klagen, zu versprechen, sie, die, sonst gewohnt, sich täglich zu sehen, nun so lange getrennt gewesen waren! Das sollte nicht wieder geschehen; die Härte des Verboths mußte vereitelt werden. Es ward ein geheimes Verständniß errichtet. Ein frischer Blumenstrauß auf dem Frauenaltare, vor dem Frau Mechthild täglich mit Agnes

die Messe zu hören pflegte, sollte dieser ein Zeichen seyn, wenn ihr Freund sich in der Abendstunde an der Hecke einfinden konnte, und strenge Verschwiegenheit und Behuthsamkeit wurde von beyden Seiten gelobt.

Wie ganz anders waren nun diese Zusammenkünfte, als die ehemahligen unbefangenen Spielstunden! Die Seltenheit spannte die Erwartung, das Geheimniß würzte den Genuß, und selbst das Bewußtseyn gleichgetragener Gefahr gab diesem Verhältnisse einen eigenen Reiz. An die Zukunft dachten sie nicht; sie wünschten nichts anderes, als sich recht oft so sehen zu können, und hofften in kindlicher Unwissenheit, es könnte immerfort so dauern.

Scharnstein *).

Im Lande jenseit der Ens, wo die wilde Albe aus dem See im Schooße des Gebirgs hervorströmt, und durch die waldige Thalschlucht sich in die Ebene über Felsen und Sträucher hinaus wälzt, liegen tief in den Bergen am rechten Ufer des Stromes die Ruinen der alten Burg Scharnstein. Dort hausete zu den Zeiten Albrecht des Ersten die jüngere Linie der Grafen von Hohenberg, noch durch manches andere Besitzthum mächtig, gefürchtet, aber auch geschätzt von ihren Nachbarn, in angestammter Kraft und Würde. Graf Ludwig war der Besitzer dieser Burg. Er war erst seit fünf Jahren vermählt. Der älteste Sohn, der Erbe seines Nahmens und seiner Macht, zählte kaum vier Jahre, der jüngste lag an der Mutter Brust, zwischen beyden stand ein liebliches Mädchen. Graf Hohenberg achtete und ehrte seine Gemahlinn, die treue Mut-

ter seiner Kinder; aber es war nicht Liebe gewesen, was ihn mit ihr verbunden hatte.

Im regen Feuer heldenmüthiger Jugend, edel, schön, tapfer und reich, hatte er die Augen seiner Landsleute auf sich gezogen. Viele Ritter wünschten ihn zu ihrem Eidam, viele zarte Herzen schlugen stärker, wenn auf Turnieren oder bey den Feyerlichkeiten, wo der Adel des Landes sich versammelte, Graf Ludwig von Hohenberg hoch und trefflich vor Allen seines Gleichen erschien. Aber ihn reizten nicht die Wünsche der Väter, ihn rührte nicht der Reiz so manches schönen Fräuleins. In seinem Herzen lag tief und bleibend ein Bild verborgen, an welchem jeder spätere Eindruck fruchtlos abglitt. Sophie von Buchheim hatte seine erste Liebe. Der Zwist der Väter raubte den Liebenden jede Hoffnung; aber ihre Treue wankte nicht, und immer noch hofften sie, durch manchen Versuch zur Versöhnung der zürnenden Väter ihr Glück zu retten, oder es durch Beharrlichkeit zu verdienen. Vielleicht hätte Graf Ludwig seinen Vater durch die Furcht, den einzigen Erben seines Nahmens unverheirathet sterben zu lassen, zum Nachgeben bewogen; aber Buchheim verwarf jeden Gedanken von Annäherung. Sophie hatte nicht Ludwigs Kraft im Widerstande. Drohungen und

Bitten, Gewalt und List zwangen sie endlich, mit zerrissener Seele dem Geliebten zu entsagen, und ihre Hand dem Manne zu reichen, den ihr Vater gewählt hatte. Ludwig rasete, als die Kunde zu ihm kam: Sophie von Buchheim sey die Braut des Ritters von Wartenberg, der weit jenseit der Thaja bedeutende Besitzthümer im Markgrafthume Mähren hatte. So lang es noch möglich war zu zweifeln, hielt der Sturm der Leidenschaften seine Seele aufrecht; als aber alles klar und unbestreitbar vor ihm lag, als er mit Lebensgefahr sich ihrer Burg genahet, sie selbst gesprochen, und aus ihrem Munde sein Unglück vernommen hatte, da brach seine Kraft, und die heftig erregte Natur unterlag der Macht eines wüthenden Fiebers, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein Vater gab den einzigen Sohn verloren. Seine Jugend rettete ihn. Er genas langsam; sein Sinn war unaufhörlich auf seinen Verlust, auf Sophiens Schicksal gerichtet. Noch war sie nicht vermählt; aber der Tag der Trauung schon bestimmt. Seine Leidenschaft erwachte, wie seine Kraft wieder kam, in aller ihrer Gewalt. Er mußte Sophien noch ein Mahl sehen, er mußte sie noch ein Mahl in seine Arme schließen, ehe sie auf ewig für ihn verloren ging.

Den Tag vor der Hochzeit selbst, als es auf Buchheim bereits von Gästen wimmelte, fand er Mittel, durch Sophiens Amme, die dem schönen, reichen Grafen unbedingt ergeben war, seine Geliebte in einem entlegenen Theile des Gartens, wo dichtes Gebüsch sie vor jedem Späherblicke schützte, zu sprechen. Sophie sah ihn nach so langer Zeit wieder — aber wie verändert! Es war nicht mehr die jugendlich-blühende Gestalt; Gram und Krankheit hatten seine Züge tiefer gegraben, in dem großen blauen Auge loderte ein wildes Feuer, und eine unruhige Heftigkeit zeugte von dem Sturme, der sein Inneres durchtobte. Und das alles war um ihrentwillen! Weinend sank sie in seinen Arm. Stumm, verzweifelnd und doch selig umschlossen sie sich immer fester, immer inniger; ihre Seelen strömten in einander über, und eine süße Betäubung bemächtigte sich ihres Wesens.

Nach mehr als einer Stunde kam die treue Amme, Sophien schnell zu hohlen, die ihr Vater bereits vermißt hatte. Sie fand die Liebenden erschrocken, zitternd. Noch ein Mahl umfaßten sie sich mit Heftigkeit, und rissen sich dann gewaltsam von einander. Sophie wankte unter unaufhörlichen Thränen in ihr Zimmer zurück, und flehte

den Himmel inbrünstig an, sie nach diesem Tage durch einen schnellen Tod zu sich zu nehmen.

Für Ludwig war kein Glück mehr auf Erden. Trüb und düster lebte er auf seines Vaters Burg, fest entschlossen, nie mehr ein Weib in seinen Arm zu schließen. Trüb und düster zog er in die Schlachten seines Vaters, focht sie ritterlich mit, und kehrte eben so schwermüthig wieder zurück. Der greise Vater sah mit unendlichen Schmerzen die stolzen Hoffnungen seines Hauses verblühen, und verzehrte sich in stillem Grame. Das griff dem Sohne an's Herz; sein Vater sollte nicht unter seinem Unglücke leiden; wenn einer von ihnen beyden ein Opfer bringen mußte, so ziemte es ihm, der durch seine unselige Leidenschaft ohne dieß schon so vielen Kummer auf das Haupt des gebeugten Greises gehäuft hatte. Er riß sich gewaltsam empor, er fing an zu kämpfen, den schwersten Kampf, den ein Sterblicher eingehen kann, den Kampf mit seinem eigenen Herzen; er suchte nicht den Schmerz zu zerstreuen, er suchte ihn zu bezwingen. Aufmerksam sah er nun umher unter den edlen Töchtern des Landes, ob es ihm gelingen möchte, eine zu finden, die nicht durch allzu großen Abstand ihn unaufhörlich schmerzend an seinen Verlust erinnerte. Da brach eine Fehde gegen seinen Vater aus. Ludwig zog an der Spitze

seiner Reisigen dem Feinde entgegen und schlug ihn; aber in dem Siege selbst wurde er gefährlich verwundet, und von der Liebe und Sorgfalt der Seinigen auf ein nahes Schloß gebracht, wo ein alter Ritter, dessen stiller Sinn sich immer von Fehden und Raubzügen abgewandt hatte, mit seiner Tochter in menschenfreundlichen Übungen der Wohlthätigkeit lebte. Adelgunde hatte von ihrem Vater die Kenntniß heilsamer Kräuter und anderer Naturerzeugnisse erlernt, und übte sie zum Besten der Gegend umher, die sie und ihren Vater wie Schutzheilige verehrte. Man konnte den Verwundeten nicht besseren Händen übergeben. Adelgunde und ihr Vater übernahmen freundlich jeden, der sich ihrer Pflege anvertraute; aber der Nahme des Grafen, den das ganze Land mit Achtung nannte, erfüllte den Alten mit Freude, und die edle Gestalt des Jünglings, den man bleich und bewußtlos vor Adelgunden niederlegte, das Herz der Jungfrau mit nie gekannten Regungen. Zitternd untersuchte sie seine Wunde, und erkannte mit einer Freude, die sie noch nie gefühlt hatte, daß sie nicht tödtlich sey, und nur sorgsamer Pflege bedürfte. Sie widmete sich dieser mit ausschließender Wärme; sie both alle ihre Kenntnisse auf, um den verehrten Fremdling herzustellen, und alle Feinheit weiblichen Sinnes,

um stets neue Erquickungen, neue Zerstreuungen für ihn zu erfinden; denn nur zu bald erkannte sie, daß hier mehr als die sichtbare Wunde zu heilen sey. Zart und mild behandelte sie sein Gefühl, und so, wie nach und nach durch ihre Kunst seine äußeren Leiden sich minderten, und er zu genesen anfing, so fühlte auch sein Gemüth sich wohlthätig durch die Theilnahme, durch die sanfte Schonung des Mädchens berührt, das mit ganzer Seele an ihm hing, und doch so sichtbar jeden ihrer geheimen Wünsche über dem Vergnügen, ihn zu erheitern, vergaß.

Dankbarkeit und innige Achtung bemächtigten sich seines Geistes. Ohne wirklich zu lieben, ohne Hoffnung, je die Leere seines Herzens auszufüllen, erkannte er doch, daß Adelgunde die einzige war, mit der er sein Schicksal nicht ungern theilen, von deren Anhänglichkeit er sich die Art von häuslichem Glücke versprechen konnte, das ihm zu genießen möglich blieb. So wie er genesen war, eilte er zu seinem Vater und erfreute den Betrübten mit dem doppelten Glücke, den theuren Sohn erhalten, und zu einer zweyten Verbindung entschlossen zu sehen. An Adelgundens Geschlechte, Gestalt und Rufe war nichts zu tadeln, obwohl der Vater eines solchen Sohnes wohl höhere Forderungen hätte machen kön-

nen, und so kehrte Graf Ludwig mit leichtem Herzen zu dem liebenden Mädchen zurück, und verbreitete Überraschung und Entzücken in dem Hause, wo man ein solches Glück nie zu hoffen gewagt hatte. Adelgundens Vater verjüngte sich in dem Gedanken an das glänzende Loos seiner Tochter; ihr Herz sah in Ludwig nur den Geliebten, den Wiedergeschenkten, um dessen Leben so viele Thränen geflossen waren. Ein Himmel von Seligkeit öffnete sich vor ihrem Blicke, und der Wiederschein ihres Glückes erheiterte den düstern Sinn ihres Freundes, und ließ ihn zum ersten Mahl wieder reine Freude genießen. Bald führte er sie als seine Gattinn nach Scharnstein. Adelgundens kluge Schonung für die geheimen Leiden ihres Gemahls, ihre Gelassenheit, ihre Heiterkeit zogen die Bande zwischen ihm und ihr fester, die Geburt eines Sohnes vereinigte ihre Herzen noch inniger, und so vergingen fünf Jahre einer zufriedenen Ehe, ohne daß Graf Ludwig Ursache gehabt hätte, eine Wahl zu bereuen, die mehr Sache der Überlegung als des Herzens war.

Schicksal.

Rudolph von der Wart [8]) war nach der unglückseligen That zu Königsfelden, wie die übrigen Genossen Johanns von Schwaben entflohen. Die Rache verfolgte sie. Graf Ludwig war ein Jugendfreund Rudolphs gewesen; bey ihm suchte der Geächtete nicht Schutz, nur ein gastliches Dach, wo er ein paar Tage verweilen, und seine durch die Angst der Flucht erschöpften Kräfte erhohlen könnte. Ludwig, so furchtbar ihn Rudolphs Vergehen dünkte, konnte es nicht über sich gewinnen, dem alten geliebten Freunde dieß letzte Labsal zu versagen, noch weniger ihn den Verfolgern zu verrathen, die überall auf seiner Spur waren. Er behielt ihn drey Tage; dann sandte er ihn mit einem Vertrauten zu seinem Vetter Cuno, dem Haupt der ältern Linie, der auf Hohenberg hausete. Cuno half ihm wieder weiter; aber Rudolph entging doch seinem schrecklichen Schicksale und der Strafe

des Verbrechens nicht. Dieses Mitleid und die standhafte Weigerung, Rudolphs Aufenthalt zu verrathen, ward von den Feinden des Hohenberg'schen Hauses bey den Herzogen von Österreich in so verdächtigem Lichte dargestellt, daß diese, überzeugt von einer geheimen Verbindung der Grafen mit den Mördern ihres Vaters, und vor allen die Königinn Agnes von Ungarn, ihren Sturz beschlossen. Sie wurden geächtet, ihre Burgen belagert. Schon war Hohenberg im Gebirge gefallen, Graf Cuno mit den Seinigen todt oder geflüchtet. Ludwig hielt sich noch in seinen Schlössern bis gegen den Winter. Aber die Königinn von Ungarn zog heran mit ihren Scharen, und der Schirmvogt der Abtey Kremsmünster, Ritter Conrad von Seusenburg [9]), längst schon lüstern nach den Hohenberg'schen Besitzungen, die mit den seinigen grenzten, vereinigte seine Haufen mit dem ihrigen. Graf Ludwig, schon in mehr als einer Feldschlacht von der Überzahl besiegt, zog sich jetzt in sein festes Schloß Scharnstein zurück, und vertheidigte die Schlucht und die Burg mit der Entschlossenheit der Verzweiflung. Schon lagen die Ungarn und Seusenburgs Scharen mehrere Wochen fruchtlos vor dem Schlosse, das unversehrt auf ihre vergeblichen Stürme herabsah; da öffnete schändlicher Verrath den Feinden ein Pförtchen der Burg,

das rückwärts in den finstern Wald und gegen die Felsenwand führte. Mit wildem Geschrey, mit Brand und Mord drangen die Ungarn herein, indessen Seusenburgs Leute von vorn zu stürmen begannen. Erschüttert, aber noch nicht muthlos, stellte Graf Ludwig sich der doppelten Gefahr entgegen, seine Besonnenheit fand auch hier noch Mittel; und wenn die Burg nicht mehr zu retten war, so sollte sie den Feinden theuer zu stehen kommen. Er kämpfte muthig, indeß ein Theil seiner Leute die Flammen zu löschen bemüht war. Aber immer zahlreicher und wüthender stürmten die Feinde in die geöffneten Mauern, immer weiter griffen die Flammen um sich, es war keine Rettung möglich, als durch die unterirdischen Gänge. Da eilte Ludwig, zur Flucht entschlossen, mit zwey seiner treuesten Leute in das Gemach, wo seine Gemahlinn mit ihren Kindern zitternd und bethend die Entscheidung ihres Schicksals erwartete. Er verkündete ihnen das unabwendbare Unglück, und ermannte sie, das einzige übrige Rettungsmittel zu ergreifen. Schon war Adelgunde aufgesprungen, hatte das jüngste Kind aus der Wiege genommen, und die ältern zu Muth und Hoffnung ermannt, als die Thür mit fürchterlichem Krachen aufsprang, ein Schwarm unmenschlicher Feinde hereindrang, und sich auf die Unglück-

lichen stürzte. Die Kinder entflohen schreyend. Graf Ludwig erkannte, daß alles verloren, und seine letzte Stunde da war. Er hatte noch Besonnenheit genug, dem treuen Leutold den Schlüssel zum geheimen Gange zu geben und ihm sein Weib und seine Kinder zu befehlen. — Adelgunde wollte den Gemahl nicht verlassen, sie sah ihn mit der Anstrengung der Verzweiflung gegen die weit überlegenen Feinde kämpfen, sie sah ihn bluten, wanken, sinken; sie schrie und sank wie er. Da rissen die zwey Knappen sie mit Gewalt aus der offenen Thür, und flohen mit der theuren Last der geheimen Pforte zu. Adelgunde lag bewußtlos in ihren Armen; aber das Kind hatte sie mit krampfhafter Stärke gefaßt, und hielt es fest. Gern hätte Leutold auch die zwey älteren gerettet. Er rief ihnen, sie waren nicht zu finden. Zu verweilen war keine Zeit; und um den letzten Befehl des verehrten Gebiethers wenigstens zum Theil zu vollziehen, trugen sie die Ohnmächtige die Wendeltreppe hinab, und eilten, so sehr sie konnten, die Tiefe zu erreichen, wo sie sich vor Nachsetzungen sicher wußten. Hier sandte Leutold den andern Knappen zurück, um wo möglich die Kinder zu hohlen.

Adelgunde erwachte aus ihrer Betäubung, sie blickte wild um sich, sie erkannte den Ort, sie be-

sann sich, was schauderhaft vor ihren Augen geschehen war, und in dem Augenblicke wollte sie zurück zu dem sterbenden Gemahl, zu den verlassenen Kindern. Nur mit Mühe hielt Leutold sie ab; er stellte ihr vor, wie viel sie zu wagen, und wie wenig zu hoffen habe. Noch stritten sie miteinander, als ein plötzliches Getöse, das aus dem geheimen Gange hinter ihnen erscholl, sie mit Grausen und Schrecken erfüllte; die unterirdischen Gewölbe hallten den Schall in langem Donner zurück, und der Boden schien zu wanken. Als diesem Schrecken nichts weiter folgte, das Getöse verhallt war, und wieder grauenvolle Stille sie in der tiefen Dämmerung umgab, da erneuerte Adelgunde ihren Befehl, zurück zu kehren. Eine heimliche Ahnung sagte dem Knappen, daß der Zufall ohnedieß ihr Vorhaben zernichtet haben werde, und so widersetzte er sich nicht, und folgte ihr bis gegen die Treppe. Welches Entsetzen! Durch den Brand mußten die obern Mauern zusammen gestürzt seyn, und die Gewölbe eingedrückt haben. Die Treppe war verschüttet, und keine Möglichkeit, hinauf zu gelangen. Adelgunde erstarrte. Bleich, zitternd und stumm sank sie auf einen Stein nieder, und ihr Blick haftete unbeweglich auf den Ruinen. Leutold redete sie an, sie antwortete nicht; er ermahnte sie,

ihren Weg fortzusetzen, weil doch keine Möglichkeit zur Rückkehr sey — sie antwortete nicht. Ängstlich stand der Treue bey ihr, und suchte vergebens, sie aus ihrer Betäubung zu reißen; endlich erinnerte er sie an das Kind, das sie noch immer im Arme hielt, und das bald Nahrung bedürfen würde. Jetzt wendete sie sich um, sah ihn schweigend an, stand auf und ließ sich weiter führen. Noch über eine Stunde hatte sie zu gehen, bis dahin, wo der unterirdische Gang mitten im Walde durch eine kaum zu entdeckende Pforte in's Freye hinaus führte. Sie traten hinaus; aber die Nacht war eingebrochen, und bis an den sicheren Zufluchtsort, bis an den geheimen einsamen See, wo die Albe entspringt, und wo gewiß kein Verfolger sie aufspüren konnte, war es noch weit. Leutold schlug Adelgunden vor, die Nacht im Gange zuzubringen, er trug Moos und Laub hinein, und bereitete ihr ein Lager; er sah von fern eine Köhlerhütte, ging darauf zu, und brachte etwas Milch und Brot. Adelgunde ließ alles schweigend geschehen, sie nährte das Kind und blieb ohne Schlaf, ohne Ruhe, aber auch ohne Regung auf dem Mooslager sitzen. Als der Tag zu grauen anfing, führte Leutold sie weiter, und sie folgte wie den gestrigen Tag.

Die Fischerhütte am Albense [10]).

Dämmernd und sparsam rieselte vom Morgen her ein mattes Licht in die weite dunkle Winternacht, die beschneyeten Felsengipfel fingen an sichtbar zu werden, aber aus der Fischerhütte mitten im See warf die nächtliche Lampe noch einen glänzenden Streif über die stille Fluth hin. Da hörte man ein leises Gewimmer, wie eines kleinen Kindes, aus der Au', die sich vom See bis an die Berge zieht. Die Fischerinn horchte, es wimmerte wieder; da rief sie ihren Mann und bath ihn, hinaus vor die Hütte zu gehen und zu sehen, ob ein Mensch Hülfe bedürfe. Der Fischer trat vor die Hütte, er sah am Ufer sich etwas bewegen, er horchte, und glaubte ein leises Rufen zu vernehmen; er band den Nachen vom Pflocke, stieg hinein und ruderte an's Gestade. Eine ansehnliche Frau saß mit zerrissenen Haaren, todtenbleich und wie leblos auf einem Felsen am Ufer, und hielt ein wimmerndes

Kind im Arme, ohne darauf zu sehen, ohne des Kindes Wimmern zu vernehmen. Ein betagter Mann, der neben ihr stand, ging sogleich auf den Fischer zu und bath ihn inständig, gegen eine gute Belohnung diese Unglückliche auf eine kurze Zeit in seine Hütte aufzunehmen. Sie wäre die Frau eines reichen Bürgers aus der nächsten Stadt, und längst von einem unglücklichen Wahnsinne befallen worden; darum habe man sie genau verwahrt, und niemahls allein gelassen. Den gestrigen Tag aber hätte sie Gelegenheit gefunden, die Wachsamkeit ihrer Hüther zu täuschen, und sammt ihrem Kinde zu entfliehen. Nur mit Mühe wäre es ihren Angehörigen gelungen, ihre Spur aufzufinden. So wäre er, ein alter Diener des Hauses, ihr bis hierher gefolgt, wo er sie endlich gefunden hätte, es aber nicht wagen dürfe, mit ihr allein den Rückweg anzutreten. Ein Goldstück, das der Alte dem Fischer in die Hand drückte, und die starre Gleichgültigkeit der Unbekannten, die ganz und gar keinen Antheil an dem Gespräche zu nehmen schien, machten ihm die Erzählung wahrscheinlich. Er erboth sich, die Frau mit sich zu nehmen; und der Diener trat zu ihr, um sie zum Fortgehen zu ermahnen. Schweigend sah sie ihn an, schweigend ließ sie sich an den Kahn führen, und schweigend

betrat sie die Hütte des Fischers. Keine Frage, kein Gespräch, keine Bewegung um sie her schien ihre starre Dumpfheit zu stören, und nichts war vermögend, sie zu irgend einem Zeichen von Theilnahme zu bewegen, als die Sorge für ihr Kind, dem sie aber eben so stumm, nur zuweilen mit tiefen Seufzern, die Dienste leistete, deren es bedurfte.

Im Anfange kam die neue Hausgenossinn den Fischerleuten seltsam vor; endlich gewöhnten sie sich an ihre Weise, besonders da sie nach und nach einen freundlichen und gefälligen Sinn bey ihr bemerkten, und die Stumme, statt ihren Hauswirthen durch Thorheiten zur Last zu fallen, der Frau hier und dort recht verständig Hülfe leistete. Bey dem allen aber kam nie ein Wort über ihre Lippen; nur hörte man sie des Nachts in der Kammer, die sie mit ihrem Kinde bewohnte, tief aufstöhnen und seufzen.

So vergingen mehrere Tage. Da erschien der treue Alte wieder, und kündigte dem Fischer an, daß er seine Kranke abzuhohlen käme. Man sah die stille Bewohnerinn der einsamen Hütte ungern scheiden: die Fischerleute drückten ihr herzlich die Hand, und ein wehmüthiges Lächeln, ein antwortender Druck zeigten, daß die Stumme ihre Empfindungen theile. Der Fischer bestieg seinen Kahn,

um sie zum letzten Mahl an's Ufer zu führen, dann geleitete er sie über die Höhe, wo kein Saumthier treten, wo nur ein einzelner Wanderer vorsichtig in das rings umschlossene Thal hinab steigen, und eben so vorsichtig aus demselben zurückkehren kann, bis an den Ort, wo drey sauber gezäumte Pferde und ein Knappe ihrer harrten. Die Frau und der alte Diener bestiegen sie, nachdem sie dem Fischer noch ein Mahl freundlich gedankt hatten, und verschwanden bald darauf aus seinen Augen.

Nun, edle Frau, hob Leutold an, als sie allein waren, nun hoffe ich, soll euer Schicksal sich bessern. Im Schlosse des Ritters von Waldsee erwartet man mit Verlangen und Liebe die geehrte Witwe des theuersten Freundes; ihr werdet unter fremdem Nahmen dort wohnen, und niemand wird euren verborgenen Aufenthalt entdecken, bis einst der zarte Knabe auf eurem Arme groß und stark genug seyn wird, das Unrecht, das sein edler Vater leiden mußte, zu rächen, und euch wieder in euer Besitzthum und Ansehen zurück zu führen.

Adelgunde sah den treuen Alten an, dessen Gesicht bey dieser Rede glühte; sie seufzte und schwieg. Die Reise ging langsam vorwärts. Allmählich verloren die hohen Gebirge sich in freundliche Hügel, zwischen welchen Kornfelder und Dörfer lagen,

Jetzt ritten sie eine Anhöhe hinan, da strömte vor ihnen die majestätische Donau, und an ihrem Ufer erschien, in wahrhaft königlicher Lage, den Fluß auf und abwärts beherrschend, eine ansehnliche Burg. Seht hin, gnädige Frau, sagte Leutold: Dort ist Waldsees Schloß, des besten Freundes eures seligen Herrn! Adelgunde blickte auf, sie sah die Thürme, ihre Brust schwoll hoch empor, sie hob das Kind auf, als wollte sie ihm den Hafen der Ruhe zeigen, und jetzt entstürzte ein Thränenstrom, der erste, der seit den unglücklichen Ereignissen ihre Wangen benetzt hatte, ihren Augen, sie weinte heftig, sie schluchzte, das Kind fing auch an zu weinen, sie schloß es an ihre Brust, ihre Thränen benetzten die vaterlose, geächtete Waise; sie reichte dem Alten die Hand, und öffnete zum ersten Mahl den Mund, um ihm für seine Treue, für seine Sorgfalt zu danken. Der ehrliche Knappe küßte, vor Freude und Rührung weinend, die Hand seiner unglücklichen Gebietherinn, und gelobte ihr, den letzten Befehl seines geliebten Herrn, mit dem er ihm seine Frau und seine Kinder übergab, als die heiligste Pflicht zu betrachten, und sein Leben dafür zu wagen.

So kamen sie an die Burg. Der Freyherr von Waldsee lebte hier mit seiner Gattinn in zufriede-

ner, aber kinderloser Ehe. Längst schon hatte er sich von allen Fehden und Welthändeln zurückgezogen, und die Unruhen, die seit Kaiser Albrechts Mord das Land durchtobten, berührten ihn nur durch die Theilnahme, die sein Herz an dem Schicksale seiner Freunde nahm. Er war der Jugendfreund des alten Grafen von Hohenberg gewesen. Ludwig war zum Theil auf seiner Burg aufgewachsen, und von ihm wie ein Sohn geliebt worden. Mit Trauer und Entsetzen vernahm er daher aus Leutolds Munde die schreckliche Kunde von dem Untergange des ganzen Hauses. Der unglücklichen Witwe ein Asyl zu öffnen, und den einzig übrig gebliebenen Zweig des stolzesten Stammes zum künftigen Rächer seines Vaters zu erziehen, war ihm ein tröstender, willkommener Gedanke, und so waren Frau Adelgunde und ihr Kind auf eine Weise aufgenommen, die ihren Schmerz hätte lindern und erleichtern können, wenn Schmerzen solcher Art irgend eine andere Linderung kennten, als die der allmächtigen Zeit.

Die beyden Pilger.

Jahre reihten sich an Jahre, der kleine Hohenberg wuchs unter fremdem Nahmen bey dem Freunde seines Vaters empor, der sich im Anblicke des Kindes verjüngte, und keine größere Freude kannte, als den Sohn des theuren Verstorbenen einst wehrhaft zu machen, und indessen durch seinen Einfluß, durch seine Freunde und Schätze so viel als möglich für ihn zu wirken, daß, wenn er einst aus der schützenden Hülle hervortreten würde, die schwere Acht, die auf seinem Haupte lag, aufgehoben, sein Landesherr von der Unschuld seines Vaters überzeugt und geneigt seyn sollte, ihm die entrissenen Besitzungen wieder zu geben, deren sich der Ritter von Seusenburg bemächtigt hatte.

Die Zeit mildert alles; sie heilet die tiefsten Narben, sie verwischt das Andenken der schmerzlichsten Bilder, sie entwaffnet aber auch den Zorn, und schläfert die rastlose Rache ein. So waren in

den Gemüthern der Herzoge von Österreich, Friedrich des Schönen, Leopold des Glorreichen und ihrer Schwester, der Königinn von Ungarn, nach und nach die blutigen Gedanken von Rache und Vatermord verflogen. Vieles konnte nicht ausgeführt werden, weil andere wichtigere Händel und Unruhen die beyden Brüder in stete Zwiste mit Ludwig dem Baier um die Kaiserkrone [11]) verwickelt hielten; vieles wurde in milderem Lichte gesehen, seitdem der erste Sturm der Leidenschaft sich gelegt, und kein verkappter Eigennutz den gerechten Schmerz der Kinder zu Erreichung niedriger Absichten mißbrauchte. Der Freyherr von Waldsee ließ keinen dieser Umstände außer Acht; und als er glaubte, daß der rechte Zeitpunkt eingetreten sey, machte er selbst eine Reise nach Wien, zu Herzog Friedrich dem Schönen, damahls schon König der Deutschen, und erwirkte die Aufhebung der Acht und die Anerkennung der Unschuld der Hohenberg'schen Häuser. Ihnen aber die Güter wieder zu geben, stand für jetzt nicht in des Herzogs Macht. Ihn selbst riefen seine Händel mit seinem Gegenkaiser Ludwig weit von seinen Staaten, und der Trotz übermüthiger Vasallen gehorchte damahls nicht immer der Stimme des Rechts und des Gesetzes, wenn gleich der Fürst selbst es aussprach.

Waldsee war indessen auch hiermit zufrieden, und stellte das Übrige mit Vertrauen der waltenden Vorsicht anheim. Er kam auf seine Burg zurück, und die Aufhebung der Acht, die Erklärung seines Pflegesohns als rechtmäßigen Erben des letzten Grafen Hohenberg sollten an seinem nahen zwölften Geburtstage gefeyert werden. Es wurde ein prächtiges Mahl zubereitet, und eine Menge Edle aus der Nachbarschaft geladen.

Man saß zu Tische, die vollen Becher kreisten umher, und manche Gesundheit war auf das Wohl der beyden Herzoge, auf den erneuerten Glanz des Hohenberg'schen Hauses geleert, als man draußen vor dem Schlosse liebliche Töne vernahm, eine Harfe und eine zarte Stimme. Die muntere Gesellschaft ward aufmerksam; man stand auf und trat an's Fenster. Da sahen sie vor dem äußern Schloßthore auf der steinernen Bank zwey Pilger sitzen, deren einer zur Harfe sang. Ein Knappe wurde hinausgesandt, den Sänger in den Saal zu führen, daß er die Herzen durch seinen Gesang erfreue. Sie traten ein. Ein bildschöner Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren leitete einen hochgebildeten Mann voll edlen Anstandes, der blind war, und den Hut tief in die lichtlosen Augen gedrückt hatte. Hocherröthend stellte sich der Knabe, als die Blicke

aller Gäste sich auf ihn richteten, hinter seinen Vater, als wollte er sich ihnen entziehen. Der Ritter von Waldsee rief ihm freundlich zu, und forderte ihn auf, sie durch seine Kunst zu ergetzen. Da faßte sich der Knabe, leitete den Vater an die Thürschwelle, wo er ruhig stehen bleiben konnte, ging ein paar Schritte vorwärts, und griff sinnend in die Harfe. Liebliche Töne entquollen den erschütterten Saiten; da erhob der Knabe die volle Stimme und fiel mit dem schmelzenden Gesang in die sanfte Weise ein. Alles horchte vergnügt; als er schwieg, scholl lautes Beyfallrufen und eine zweyte Aufforderung. Der Knabe begann von Neuem; aber dießmahl irrte seine Hand lange in den Saiten, als suche sie die tiefsten, traurigsten Klänge. Dann hob das leise Lied sanfter Klage an:

O schönes Licht der Sonne!
Der Lüfte heit'res Blau!
Du Farbenschmelz der Au!
Wie ruht mit reger Wonne
Des Menschen Aug auf deiner Zier,
Und sieht sich nimmer satt an dir.

Wohl dem, der dich beschauen,
An dir sich letzen kann!
Ihn lacht das Leben an,
Er kann dem Glück vertrauen,

Und rasch und frey, wie's ihm gefällt,
Durchschreitet er die offne Welt.

Du beste Himmelsgabe,
Der Augen helles Licht!
Du fehlst dem Kleinsten nicht,
Du bist des Bettlers Habe,
Ein Freudenquell, der ewig fließt,
Sich jeden Morgen neu ergießt.

Nur ihm — ihm quillst du nimmer!
Ihm starb der Schöpfung Pracht;
In seine öde Nacht
Strömt nie ein Morgenschimmer,
Und rings in tiefer Einsamkeit
Umfängt ihn ew'ge Düsterheit.

Ein einzig Band nur schlinget
Sich um sein wundes Herz;
Dieß lindert seinen Schmerz,
Dieß ist's, was Trost ihm bringet,
Er fühlt der Töne Zaubermacht,
Sie dringen in die ew'ge Nacht.

Er hört der heil'gen Treue,
Der Freundschaft süßen Ton,
Die, gern der Welt entflohn,
Verlassend ohne Reue,
Was sie von eitlem Schimmer beuth,
Sich liebend seinem Glücke weiht.

Ihm Freuden zu bereiten
Auf seinem dunkeln Pfad,
Und wenn ein Schmerz sich naht,
Ihn still vorbey zu leiten,
Nur ihm zu leben, ihm allein,
Und durch sein Glück belohnt zu seyn! —

Sonst wünsch' ich nichts auf Erden,
Mich reizt kein andres Loos;
Nur Ein Schmerz dünkt mich groß,
Der — einst getrennt zu werden! —
Und schaudernd wendet sich mein Blick
Von diesem Schreckensbild zurück.

Er hatte geendet, er lehnte sich mit dem goldlockigen Haupt an die Harfe, und sein Blick ruhte trübe auf seinem Gefährten. Die Gäste saßen stillhorchend; des Gesanges Wehmuth hatte kein Herz verfehlt. Da stand Frau Adelgunde auf, näherte sich dem schönen Harfner, legte die Hand auf sein Haupt und fragte ihn liebreich, woher des Landes, wer sein Vater sey, wohin sie zu pilgern gedächten? Der Knabe gab mit edlem Anstande Bescheid auf ihre Fragen. Da regte sich der ältere Pilger; er schien unruhig zu werden, er rief den Knaben, und sagte ihm leise etwas in's Ohr. Der Harfner erbath sich die Erlaubniß, noch ein Lied zu singen. Er sang. Da erblaßte Frau Adelgunde, sie trat

hastig zu dem Knaben, sie zitterte: Woher weißt Du das Lied, wer hat dich's gelehrt? Mein Vater, antwortete der Knabe, und ein finsterer Blick auf Adelgunden begleitete die Antwort. Dein Vater? wiederhohlte Adelgunde mit einem heftigen Zittern: Um Gotteswillen, wer ist Dein Vater? Wer seyd ihr, Pilger? Ja, sie ist's, sie ist's! rief dieser: Sie lebt! O Adelgunde! — Ludwig! schrie Adelgunde, und stürzte bewußtlos nieder. Man brachte sie auf einen Sitz; alles drängte sich um sie und den Pilger, in dem jetzt Waldsee und mehrere Gäste den unglücklichen Grafen von Hohenberg erkannten. Hohenberg! Mein Ludwig, mein Sohn! rief der alte Waldsee: Du lebst? Ich sehe Dich noch vor meinem Tode wieder? — Er drückte den Wiedergefundenen fest an seine Brust. Graf Ludwig fühlte sich von freundlichen Armen umfaßt, von einer Menge bekannter Stimmen begrüßt; aber er riß sich los. „Wo ist mein Weib? O leitet mich zu ihr!“ Da führte ihm Waldsee seinen Sohn entgegen. „Hier hast Du einen Führer; es ist Wilhelm, dein Sohn, dein jüngster, der einzig Gerettete!“ Das war zu viel Freude für Graf Ludwigs erschüttertes Herz. Sprachlos, zitternd empfing er den Sohn in seine Arme, sprachlos hielt er ihn lange umarmt, und fühlte mit vä-

terlicher Freude, daß dem aufgeschossenen Jünglinge nicht viel von seiner Größe fehlte. Jetzt hatte auch Adelgunde die Augen geöffnet, sie blickte um sich her, sie sah ihren Sohn in den Armen des Pilgers; kein Zweifel blieb mehr übrig. Außer sich vor Entzücken und Freude wollte sie an seine Brust fliegen; sie vermochte es nicht. Da leitete Frau von Waldsee sie in die Umarmungen ihres Gemahls und Sohnes.

Als der erste Sturm der Freude vorüber war, als sich die Glücklichen zu fassen vermochten, da strömten tausend Fragen und Erkundigungen über die beredten Lippen. Graf Hohenberg mußte erzählen, wie er, den man seit mehr als zehn Jahren todt geglaubt hatte, gerettet worden, wie er mit dem Knaben hierher gekommen war. Wo ist er? rief er: Wo ist mein treuer Heinrich? Der Jüngling war mein Retter aus der Gefangenschaft, mein Tröster, mein Freund. Ihm danke ich Freyheit und Leben, ihm die Freude, mein Weib, meinen Sohn, meine Freunde wieder gefunden zu haben. Heinrich! Heinrich! Wo bist du? Heinrich war nicht im Saale. Man sandte hinaus, ihn zu suchen, denn man glaubte, er sey mit den Knappen fortgegangen, um ihnen vorzuspielen; und Hohenberg, an dem eine merkliche Unruhe sichtbar wur-

de, erzählte indessen. An jenem schrecklichen Tage, als er sich der Überzahl der Feinde nicht mehr erwehren konnte, hätte er seine Seele, sein Weib und seine Kinder Gott befohlen, und war, nach einer verzweifelten Gegenwehr, von vielen Wunden durchbohrt, ohne Bewußtseyn, gefallen. Als er zu sich kam, fand er sich in einem finstern Verließ, und einige Leute um ihn beschäftigt, seine Wunden zu verbinden. Er hörte, daß er im Schlosse und in der Gewalt des Ritters von Seusenburg sey. Die Reisigen des Ritters, die später als die Schaaren der Königinn Agnes in die verheerte Burg drangen, und raubsüchtig, wie jene, alles durchwühlten, hatten sich auf ihn geworfen, um ihm seine Rüstung zu nehmen. Sie spürten noch Leben an ihm, und meldeten es ihrem Herrn. Seusenburg befahl ihnen, sich seiner zu bemächtigen; ihm schien es wichtig, einen solchen Gefangenen zu erhalten und zu bewahren. So kam er auf sein Schloß, und wurde lang in harter und enger Haft gehalten. Seine Wunden heilten langsam. Das Schicksal der Seinigen, von denen er durchaus nichts erfahren konnte, der Sturz seines Hauses, das Gefühl des erlittenen Unrechts, regten die Begier nach Freyheit und Rache in seiner Brust auf. Er versuchte mehrmahls, zu entfliehen,

und wurde immer entdeckt. Seufenburg, müde, seinen Gefangenen so sorgfältig zu bewahren, versicherte sich seiner durch ein grausames, aber unfehlbares Mittel: er ließ ihn blenden. In der tiefen Nacht, die ihn umhüllte, in der Entsagung auf jede Hoffnung, auf jede mögliche Erlösung, ergab sich nach und nach sein Geist in das unabwendbare Geschick. Er erhielt von dem Mitleid seines Kerkermeisters eine Harfe zur Gesellschaft, er erhielt ein anständiges Gefängniß; man fing an, seiner zu vergessen, da man ihn nicht mehr zu fürchten hatte. So vergingen lange — lange Jahre; da erschien ihm zum Troste, zur Rettung ein mitleidiger Engel, des Kerkermeisters Neffe, sein geliebter Heinrich. Er ward erst sein Gesellschafter, dann sein Vertrauter. In den Gesprächen mit diesem sanften und doch so entschlossenen Jünglinge, in seiner treuen Liebe und kindlichen Zärtlichkeit knüpften sich wieder leise Fäden an, zwischen seinem erstorbenen Herzen und der Welt. Die Bilder des längst aufgegebenen Glückes erwachten wieder, mit ihnen das heiße Verlangen darnach. Heinrich ging in jede seiner Empfindungen ein; er entwarf so klug als kühn den Plan zu ihrer Flucht, er setzte ihn eben so muthig durch, nährte ihn und sich durch seine Harfe und sei-

nen Gesang, und führte ihn jetzt auf sein Verlangen zu dem Freunde seiner Jugend, bey dem er sich Schutz und Beystand zu finden versprach.

Schaudernd vor Entsetzen und Unwillen hatten die Ritter Hohenbergs Erzählung gehört. Jetzt sprangen sie alle auf, und schlugen ein in seine Rechte, und schworen ihm, das, was sein Unglück ihn auszuführen hinderte, für ihn zu thun, sein gutes Recht mit ihrem Blute zu vertheidigen. Waldsee eröffnete ihm nun, daß die Acht aufgehoben, und der Herzog von seiner Unschuld überzeugt sey. Hohenbergs Brust schwoll hoch von stolzen freudigen Hoffnungen empor. Er drückte den Sohn an seine Brust, und, seines Unglücks vergessend, weidete sich sein Gemüth an Entwürfen künftiger Schlachten und Siege.

Aber noch war Heinrich nicht gefunden. Mitten in seinen muthigen Entschlüssen fiel der Gedanke an den Verschwundenen ihm schmerzend auf's Herz. Er bath Waldsee, nach ihm auszusenden; er konnte nicht begreifen, wo er hingekommen war. Die Reisigen zerstreuten sich. Es vergingen Stunden, der Abend brach an, Heinrich kam nicht. Hohenberg wurde immer unruhiger. Endlich brachten spät gegen die Nacht zwey Reisigen eine Bauersfrau, die Kunde von dem Jüng-

linge zu geben wußte. Sie hatte Gras im Walde geholt, als ein dumpfes Stöhnen und Wimmern sie aufmerksam machte. Sie ging der Stimme nach. An einem Wildbache lag ein Pilger mit dem Gesichte am Boden, neben ihm eine Harfe in tausend Trümmer zerschlagen. Die Frau trat hinzu; sie fragte, was dem Fremden wäre? Da fuhr er auf, sah sie wild an, mit starren, thränenlosen Augen, todtenbleich, aber schön wie ein Engel Gottes, und antwortete ihr nicht. Sie nahm ihn bey der Hand, und fragte ihn, ob ihm ein Unglück begegnet sey, ob sie ihm helfen könne? Wie betäubt, sah er sie an, und rief: Oh! oh! ein Unglück! ja wohl ein Unglück! Der Frau wurde bange, der Jüngling schien ihr unheimlich, verwirrt. Sie ergriff seine Hand noch ein Mahl und bath ihn, sich zu fassen. Da riß er sich heftiger los, und floh so schnell, daß es ihr unmöglich wurde, ihm zu folgen. Aber, schloß sie endlich, ich weiß nicht, ob ich mich geirrt habe, es schien mir zuletzt kein Knabe zu seyn. Kein Knabe? fuhr Hohenberg auf: Was sagst du? Unglückliche! Kein Knabe? — Ach, gnädiger Herr! antwortete die Frau, als ich ihn am Pilgerkragen festhalten wollte, und er sich losriß, da glaubte ich — aber es war nur auf einen Blick — die schönste Mädchenbrust zu sehen. Hohenberg er-

blaßte, Adelgunde zitterte. Ein Mädchen? wiederhohlte er nach einer langen, dumpfen Pause: O so hat meine Ahnung, mein Herz mich nicht getäuscht! Armes, unglückliches Geschöpf! Was wird dein Schicksal seyn? Er versank in tiefes, düsteres Sinnen. Auf sein Bitten wurden den folgenden Morgen neue Nachforschungen angestellt; sie blieben eben so fruchtlos.

Gastfreundschaft.

Viele Monden waren es schon, seit Herrmann und Agnes sich regelmäßig alle Wochen ein paar Mahl an der Gartenhecke sprachen. Aber nun nahete der Herbst mit seinen rauhen Winden, mit seinen kurzen Tagen, und schmerzlich dachten sie des kommenden Winters, der den Schauplatz ihrer seligsten Stunden zerstören würde, und sannen auf Mittel, die Zusammenkünfte, die sie so glücklich machten, auch künftig fortzusetzen. Da ging Agnes an einem stillen Abende mit ihrer Pflegemutter aus der Vesper zurück. Ein blauer Duft lag über dem Thale, schärfer hauchte der Wind, und streute die Eschenblätter in den Waldstrom, der sie strudelnd mit sich hinweg trug. Noch hatte die Abendglocke nicht getönt, und schon dämmerte es in den engen Schluchten, und aus den Fenstern blinkte hier und da ein Licht, und die Flamme der Essen, wo das Eisen unterm Hammer glühte, strahlte sichtlicher durch

die dunkle Luft. Eine stille Wehmuth bemächtigte sich Agnesens, sie dachte des kommenden Winters, ihrer freudenlosen Einsamkeit, wenn sie kein Mittel fände, Herrmann öfters zu sehen. So war sie an die Herberge gekommen, die das Stift hier für arme Pilger und Reisende mildthätig erbauet hatte. Auf der steinernen Bank davor saß oder lag vielmehr ein junger Pilger, so bleich und erschöpft, aber auch so schön, daß beyde Frauen unwillkührlich stille standen. Sie traten näher, auf das leise Geräusch öffnete der Jüngling ein Paar schöne blaue Augen, und bath mit fast erlöschter Stimme um einen Trunk Wasser. Agnes sprang schnell in die Herberge, und kam mit einem Becher zurück. Sie reichte ihn dem Jünglinge; aber er war so matt, daß er sich nicht aufrichten konnte. Frau Mechthild unterstützte ihn, Agnes hielt ihm den Becher an die zitternden Lippen; er trank nur einige Tropfen, sank dann mit geschlossenen Augen zurück, und schien in Erschöpfung zu vergehen. Indessen kamen Leute aus der Herberge; man beschäftigte sich um den Fremdling, brachte ihn endlich hinein, und versprach Frau Mechthilden, die sein Zustand lebhaft gerührt hatte, alle Sorge für ihn zu tragen.

Am andern Morgen war ihr erster Gang, als sie mit Agnes aus der Messe kam, in die Herber-

ge, um sich nach dem Pilger zu erkundigen. Er trat ihnen in der Thür entgegen, noch immer blaß und matt, aber durch Nahrung und Ruhe merklich gestärkt, und beklagte sich nur, daß eine leichte Verletzung am Fuße ihn hindere, seine Reise noch heute fortzusetzen. Es war etwas Sonderbares in seinen Mienen und seinem Betragen; er schien scheu und verlegen, und ein tiefer Kummer seine Seele schwerer zu drücken, als die Erschöpfung seinen Körper. Frau Mechthild befragte ihn um seine Herkunft, das Ziel seiner Reise u. s. w. Er antwortete wenig, und dieß Wenige widersprach sich manches Mahl; aber Trotz des Mißtrauens, das diese Reden in der guten Frau erregten, fühlten doch sie und Agnes sich unwillkührlich dem schönen fremden Jünglinge geneigt, dessen Ansehen und Betragen keinen gemeinen Stand verkündigte, und den eben dieser Widerspruch zwischen seiner Lage und dem Stande, zu dem er geboren schien, anziehend machte. Sie unterhielten sich lange mit ihm; und als er mit schonenden Ausdrücken auf den unangenehmen Aufenthalt in der Herberge anspielte, sann Frau Mechthild sogleich darauf, dem lieblichen Fremden eine bessere Unterkunft anzuweisen. Dennoch sagte sie nichts; aber im nach Hause Gehen überlegte sie die Sache mit Agnes, die den Vorschlag mit Freu-

den ergriff. Ein Zimmerchen im Hinterhause, wo der Gärtner, das einzige männliche Wesen in Frau Mechthilds Haushaltung, wohnte, wurde zubereitet, und dann derselbe Gärtner in die Herberge geschickt, um dem Pilger die neue Wohnung anzubiethen. Erröthend und hastig nahm er den freundlichen Antrag an, und sein inniger Dank, seine sichtbare Freude lohnten die gute Mechthild für ihre Gastfreyheit. Herrmann hatte schon gestern von Weitem Agnesen um den Fremdling beschäftigt gesehen; er hörte sie diesen Abend mit lebhafter Theilnahme von ihm sprechen, er hörte, daß Frau Mechthild ihn in ihr Haus genommen. Er wurde finster und trotzig, und verließ Agnes früher als sonst. Unbekannt mit einer Schuld, unbekannt mit ihrem eigenen Herzen, fühlte sie die Verstimmung ihres Gespielen, ohne die Ursache zu errathen, und überließ sich sorglos einer freundlichen Zuneigung, die sie an den fremden Jüngling zog. Am andern Morgen kein Strauß auf dem Altare, am zweyten — abermahls keiner! Und dennoch hatte Herrmann freye Zeit; denn Agnes sah gegen Abend, als sie mit dem Pilger in der Laube saß, das weiße Gewand durch die Bäume des gegenüber liegenden Waldes schimmern, und kannte die hohe Gestalt

des Freundes nur zu gut. Jetzt fing sie an, ihm zu zürnen, und nahm sich vor, mit ihm zu schmollen.

Der Pilger war nicht viel um seine Wirthinnen; er suchte auffallend die Einsamkeit, er vermied jedes Gespräch, das Bezug auf seine Lage haben konnte, und schien unruhig, daß seine Wunde noch nicht heil genug war, um ihm die Fortsetzung seiner Reise zu verstatten. Zuweilen kam er in den Garten herab, und setzte sich zu Agnes, und erzählte ihr von fernen Ländern, die er gesehen, von trüben und heitern Tagen, die er schon erlebt, und ein Anstrich von Lebenssattheit, der allem, was er sagte und that, eine düstere Farbe gab, flößte dem Mädchen ein zartes Mitleid für ihn ein, und erzeugte den regen Wunsch in ihr, ihn zu erheitern. Sie sprach dann freundlich mit ihm, sie erzählte ihm wieder, und mehr als Ein Mahl hatte Herrmann, im Dickicht des Waldes spähend, sie in solchen Augenblicken belauscht. Am vierten Tage endlich, als sie eben mißmuthig und äußerst verstimmt aus der Kirche kam, wo abermahls kein Strauß zu sehen gewesen war, und trübsinnig an dem Blumengeländer stand, trat der Pilger zu ihr, und indem er mit warmer Dankbarkeit ihrer Güte gedachte, erklärte er, daß er sich im Stande fühle, seine Reise fortzusetzen, und ihre Gastfreyheit nicht

länger mißbrauchen wolle. Agnes sah ihn liebreich an, und fragte ihn, warum er denn so schnell fort müßte; sie würden ihn gewiß gern noch länger behalten, und sein Zustand könnte sich verschlimmern. Er faßte ihre Hand und drückte sie herzlich; aber er bestand mit düsterem Blicke auf seinem Verlangen. Jetzt faßte Agnes Muth; sie hielt seine Hand in ihren beyden, sah ihm theilnehmend in die trüben Augen, und hob an: Was ist euch, guter Fremdling? Welches harte Schicksal verfolgt euch in so früher Jugend? Ihr seyd nicht, was ihr zu seyn scheinet! Ein lebhafter Purpur überzog die Wangen des Fremden. „Vergebt meine Fragen; sie kommen nicht von unbescheidener Neugier, sie kommen aus einem Herzen, das Theil an eurem Kummer nimmt, und so gern helfen möchte.“ Der Jüngling erhob bey dieser Rede den gesenkten Blick; er sah eine Thräne in Agnesens Augen, und die seinigen brachen mit Macht hervor. Agnes ließ betroffen seine Hand fahren, sie bereuete beynahe, durch ihre Fragen einen solchen Schmerz geweckt zu haben, als auf einmahl der Fremde die Arme ausbreitete, und ihr weinend um den Hals fiel. Erschrocken und beleidigt wollte sie ihn von sich stoßen; aber er umfaßte sie fester, und rief mit jammernden Tone: O verstoßt mich nicht, verstoßt

mich nicht! Ich bin eine Unglückliche, ich bin ein Mädchen wie ihr. Ein Mädchen? sagte Agnes langsam, wand sich sanfter los, und betrachtete den Pilger zweifelnd: Ein Mädchen?

„Ja, ein Mädchen, und ein verlassenes, verwaistes Geschöpf, das auf der ganzen Welt niemanden angehört, keinen Freund, keinen Schutz hat!" Die Thränen der Fremden flossen von Neuem heftig. Agnes breitete nun tief gerührt die Arme aus, schloß sie herzlich an ihre Brust, und versuchte es, sie zu trösten.

Gute Agnes! hob die Fremde mit einem tiefen Seufzer an: Glaubt, daß ich gewiß eure Liebe und Güte erkenne; aber was ihr, was die ganze Welt mir sagen kann, wird meinen Schmerz nicht lindern. Er ist von zu eigener Art, zu seltsam, um Trostgründen zu weichen. Ich fühle, daß ihr volles Recht habt, Offenherzigkeit von mir zu fordern; darum erlaubt, daß ich euch meine traurige Geschichte erzähle, und dann urtheilt, ob irgend etwas Irdisches im Stande seyn kann, mich mein Unglück vergessen oder verschmerzen zu machen.

Die Mädchen setzten sich Hand in Hand in die Laube, und die Fremde hob ihre Erzählung an.

Geschichte der Pilgerinn.

Fern von hier, im Lande Österreich über der Enns, dort, wo der Albenfluß aus dem Gebirge heraus kommt, steht links vom Eingange desselben die Seusenburg, hoch auf einem Felsen, mitten auf dem Abhange eines Berges, und beherrscht die weite fruchtbare Ebene bis gegen das Stift Kremsmünster hin, das ein paar Stunden davon in einem anmuthigen Thale an der Krems liegt. Dort lebt mein Oheim, der zugleich Schirmvogt des Stiftes ist; dort war meine Mutter geboren, und von dort aus folgte sie meinem Vater, dem Ritter von Haslau, auf seine Besitzungen in das Rheinthal. Ich sah das Licht auf einer hohen Burg, die von der Stirn des jähen Felsens herab sich in dem mächtigen Strome spiegelte. Himmelnahe Gebirge, undurchdringliche Wälder, rauschende Waldströme, eine wilde Natur umgaben mich, aber mir war sehr wohl in dieser Gegend; denn meine Kind-

heit verfloß in heiterer Ruhe, im Schooße der innigsten Liebe, deren Beyspiel ich an meinen Ältern sah, und von ihnen erfuhr, so, daß in mein Gemüth keine Vorstellung davon kam, wie es in der Welt außer uns so sündselig zugehen könne. Mein Glück dauerte nicht lange. Mein Vater hatte lange vorher für Herzog Albrecht von Habsburg die Waffen gegen den Grafen Adolph von Nassau [12]) ergriffen. Als ein Theil der Deutschen Fürsten den Herzog zum Reichsoberhaupte erwählte, und Adolph von Nassau in der Schlacht geblieben war, hoffte er ruhig in seiner Burg leben zu können. Da verwickelte nach Albrechts Tode seine Treue für Habsburg ihn auf's neue in Fehden gegen Heinrich den siebenten und seine Anhänger im Reiche. Der Kaiser ließ ihn ächten; unsere Burgen wurden belagert, die Herzoge von Österreich, selbst in Unruhen und Kriege verwickelt, verhießen ihm Hülfe; aber sie kam zu spät. O liebe Agnes! Fordert nicht, daß ich euch die Geschichte jener Jahre wiederhohle; genug, mein Vater fiel in der Vertheidigung seiner letzten, seiner Stammburg, meine Mutter und ich entrannen kümmerlich dem Tode oder der Gefangenschaft. Auf abgelegenen Wegen, von einem einzigen treuen Diener begleitet, stahlen wir uns durch Wälder und Berge fort in das befreun-

dete Österreich, wo meiner Mutter Verwandte lebten, wo die edlen Herzoge uns Schutz und Entschädigung verhießen. So rauh meines Oheims Gemüth sonst ist, so rührte ihn doch der Zustand, in welchem er seine nächsten Blutsfreunde sah, so sehr, daß seine herzliche Aufnahme einen Schimmer von Trost über meiner Mutter sinkende Tage verbreitete. Der Edelmuth der Herzoge, ihre Verwendung beym Kaiser für die Hinterlassenen ihres treuen Anhängers sicherte mein Schicksal für die Zukunft; aber meine Mutter erlebte die Verbesserung ihrer Umstände nicht. Ein Jahr nach unserer Ankunft starb sie in meinen Armen; mein Oheim wurde zu meinem Vormunde bestellt.

Ich blieb bey ihm; denn ich hatte niemand auf der Welt, dem ich angehörte, als ihm. Er ist der Bruder meiner Mutter. Erlaßt mir manches, was ich sagen müßte, um mich ganz verständlich zu machen! Er ist aber auch einer der mächtigsten Edlen im Lande; seine Reisigen streifen auf allen Straßen [13]), seine Züge halten ihn meistens außer dem Hause, und er kommt nur selten, aber fast alle Mahl mit reicher Beute zurück. Dann erhohlt er sich mit seinen Leuten und Nachbarn bey lauten Gelagen, und rüstet sich wieder zu neuen Zügen.

Ich sage euch nicht, was ich für Tage verlebte.

Die einsamsten waren meine besten. Ich hatte auf meines Vaters Burg von einem gelehrten Französischen Mönche, den mancherley Verfolgungen aus seinem Vaterlande vertrieben hatten, und der bey meinem Vater die Dienste eines Schloßcapellans versah, einen Unterricht empfangen, wie ihn nur wenig Männer erhalten. Er lehrte mich fertig lesen und schreiben, er las tiefsinnige und angenehme Bücher mit mir, er unterwies mich im Harfenspielen, kurz, er liebte es, in seinen freyen Stunden sich mit der Ausbildung eines Kindes zu beschäftigen, das dafür auch mit inniger Dankbarkeit an ihm hing. Guter Pater Euseb! Nie werde ich deiner und dessen vergessen, was ich dir schuldig bin! — Wie wohl that es mir in jener Zeit, wo ich oft Wochen und Wochen auf der Seusenburg allein lebte, und niemand um mich sah, als einige Dienstleute meines Oheims und den alten Burggeistlichen, daß ich gelernt hatte, mich mit etwas mehr als Handarbeit zu beschäftigen. Meine Tage flossen einförmig, aber ruhig, und nicht ohne stillen Genuß hin, und mit einer Art von Schauder sah ich jedes Mahl den Zug unserer Reisigen wieder kommen. Übrigens war mein Oheim nicht ungütig gegen mich: er übergab meiner Treue und Obsorge sein ganzes Haus, und wenn er nicht daheim

war, verehrte man mich als unumschränkte Gebietherinn. Ich konnte thun, was mir beliebte, ich verwaltete das Hauswesen nach meiner Einsicht und Willkür, ich arbeitete, ich las, ich spielte die Harfe; dennoch hatte ich noch leere Stunden übrig, und ich wandte sie an, um theils unter den Landleuten in der Gegend herum zu gehen, und mich nach ihren Bedürfnissen zu erkundigen, theils auf der Burg selbst nach dem Zustande der Gefangenen zu forschen, die mein Oheim auf seinen Streifzügen nach Hause brachte. Es gelang mir manches Mahl, ihr Schicksal zu erleichtern, und diese Beschäftigung brachte einige Abwechselung in mein einsames Leben; aber immer blieb eine unauslöschliche Sehnsucht nach einem Umgange, nach Gefühlen und Erwiederung derselben, wie ich sie auf meines Vaters Burg in seiner und meiner Mutter Liebe gesehen hatte, in meinem Herzen zurück.

Die Seusenburg ist groß und fest. Tiefe Gänge laufen unter der Erde in den Wald und in die Fläche nach verschiedenen Richtungen aus, mehrere Verließe dienen zur Aufbewahrung der Gefangenen; aber so genau ich schon den vordern Theil des Schlosses, den wir um seiner weiten Aussicht auf die Ebene willen bewohnten, mit allen seinen Gewölben und Behältnissen kannte, so war ich doch

in dem hintern Theile der Burg, der an Bau viel älter, und darum fast gänzlich verlassen war, noch völlig fremd. Es schien mir auch, als sähen es weder mein Oheim, noch sein Castellan gern, wenn ich zuweilen den Wunsch äußerte, auch jene Gemächer zu durchsuchen; und ich schwieg daher, obgleich meine Neugier nun um desto heftiger entbrannte, und meine Phantasie mir ahnend wunderbare Dinge vormahlte, die ich dort finden würde.

Am Sonntage nach heiligen drey Könige, als mein Oheim eben abwesend war, brach durch die Unvorsichtigkeit eines Knechtes Feuer im Schlosse aus. Der heftige Sturm vereitelte alle Anstalten, die ich treffen ließ; und es blieb uns nichts übrig, als, nachdem die Flamme mit Mühe gelöscht war, den nun ganz unbewohnbaren Theil der neuen Burg zu verlassen, und so gut sich's thun ließ, das alte Schloß zu unserm Aufenthalte zuzurichten. Als der erste Schrecken vorüber war, empfand ich eine Art von Wohlgefallen daran, daß mir der Zufall, so unglücklich er an sich selbst war, dazu gedient hatte, einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen, und mich mit diesem Theile der Burg näher bekannt zu machen. Die ersten Tage nach meiner Übersiedelung verstrichen mir angenehm im Durchforschen

des halbverfallenen Gemäuers, im Durchwandeln der ungeheueren Gänge und Säle, die, wie die Sage erzählte, noch aus den Römerzeiten herstammten, und ein festes Castell dieser Welteroberer gewesen seyn sollten. Meine Neugier fand nicht viel Befriedigung; alles stand wüst und leer, und trug die Spuren vieljähriger Unbewohntheit. Ich ermüdete endlich, richtete mich in den Gemächern, die mir zubereitet worden waren, ein, und fing meine gewohnte Lebensart wieder an.

Es war eine helle, schöne Winternacht, alles rings umher todt und still in der beschneyten Gegend, in der, von Eis gefesselt, kein Bach rauschte, kein Fußtritt erklang. Ich stand am Fenster der alten Burg, und blickte über ein enges Waldthal hin. Aus dem reinen Schnee erhoben sich die schwarzen Fichten mit ihrer weißen Last, und bildeten sonderbare Gestalten im zweifelhaften Mondesschimmer. Mein Geist versank in allerley Gedanken, wer wohl schon einst in längst verflossenen Jahrhunderten, vielleicht an eben dieser Stelle gestanden seyn mochte, wer die ersten Bewohner dieser Ruinen waren. Da schlug plötzlich ein leiser Ton an mein Ohr; es war Saitenklang, es war eine Harfe, das unterschied ich deutlich, und sie wurde gut gespielt. Ich horchte erstaunt; denn noch

mich nicht! Ich bin eine Unglückliche, ich bin ein Mädchen wie ihr. Ein Mädchen? sagte Agnes langsam, wand sich sanfter los, und betrachtete den Pilger zweifelnd: Ein Mädchen?

„Ja, ein Mädchen, und ein verlassenes, verwaistes Geschöpf, das auf der ganzen Welt niemanden angehört, keinen Freund, keinen Schutz hat!“ Die Thränen der Fremden flossen von Neuem heftig. Agnes breitete nun tief gerührt die Arme aus, schloß sie herzlich an ihre Brust, und versuchte es, sie zu trösten.

Gute Agnes! hob die Fremde mit einem tiefen Seufzer an: Glaubt, daß ich gewiß eure Liebe und Güte erkenne; aber was ihr, was die ganze Welt mir sagen kann, wird meinen Schmerz nicht lindern. Er ist von zu eigener Art, zu seltsam, um Trostgründen zu weichen. Ich fühle, daß ihr volles Recht habt, Offenherzigkeit von mir zu fordern; darum erlaubt, daß ich euch meine traurige Geschichte erzähle, und dann urtheilt, ob irgend etwas Irdisches im Stande seyn kann, mich mein Unglück vergessen oder verschmerzen zu machen.

Die Mädchen setzten sich Hand in Hand in die Laube, und die Fremde hob ihre Erzählung an.

Geschichte der Pilgerinn.

Fern von hier, im Lande Österreich über der Enns, dort, wo der Albenfluß aus dem Gebirge heraus kommt, steht links vom Eingange desselben die Seusenburg, hoch auf einem Felsen, mitten auf dem Abhange eines Berges, und beherrscht die weite fruchtbare Ebene bis gegen das Stift Kremsmünster hin, das ein paar Stunden davon in einem anmuthigen Thale an der Krems liegt. Dort lebt mein Oheim, der zugleich Schirmvogt des Stiftes ist; dort war meine Mutter geboren, und von dort aus folgte sie meinem Vater, dem Ritter von Haslau, auf seine Besitzungen in das Rheinthal. Ich sah das Licht auf einer hohen Burg, die von der Stirn des jähen Felsens herab sich in dem mächtigen Strome spiegelte. Himmelnahe Gebirge, undurchdringliche Wälder, rauschende Waldströme, eine wilde Natur umgaben mich, aber mir war sehr wohl in dieser Gegend; denn meine Kind-

Hauses gehört haben; die Stammburg Hohenberg selbst liegt ja nicht weit von hier im Gebirge. Graf Ludwig, das Haupt der jüngern Linie, war dieser Gefangene. Als er in der Vertheidigung seiner Burg gefallen und für todt gehalten worden war, entdeckten meines Oheims Leute noch Leben an ihm, und brachten ihn nach Seusenburg. Man pflegte seiner mit Sorgfalt, aber seine Verzweiflung hätte mehr als Ein Mahl beynahe alle Mühe vereitelt. Er wollte nicht leben. Ein grausames Mitleid band ihm zuletzt die Hände, um ihn vom Aufreißen des Verbandes abzuhalten. Zu welchem Schicksale sparte dieß Erbarmen ihn auf!

Als die sorgsamste Pflege ihn wieder hergestellt hatte, ertrug er wie ein gebundener Löwe seine Gefangenschaft. Mancher Versuch zur Flucht mißlang. Einmahl brachten Kühnheit und List ihn so weit, daß er sich eine Stunde weit vom Schlosse schon in Sicherheit glaubte. Ein unglücklicher Zufall verrieth seine Abwesenheit; man setzte ihm nach. Er fühlte sich verfolgt; gleichgültig über den Pfad, den er einschlug, wenn er ihn nur von seinen Feinden rettete, wagte er einen allzu kühnen Sprung von einer Klippe. Er stürzte; man bemächtigte sich seiner, und schleppte ihn zurück. Mein Oheim empfing ihn mit schadenfrohem Spot-

te, und müde, den entschlossenen Helden länger so sorglich zu bewahren, zitternd vor den Folgen seiner Freyheit, ließ er ihn — o Agnes! Mich schaudert es auszusprechen — ließ er ihn blenden!

Elisabethens Thränen brachen hervor, und Agnes weinte voll geheimen Grauens mit ihr. Als sich jene gesammelt hatte, fuhr sie fort: In der Blüthe der Jugend, im Gefühle ungeschwächter Kraft, alles dessen beraubt, was dem Menschen auf der Welt am theuersten ist, von ewiger Nacht umgeben, hülflos in fürchterlicher Einsamkeit, verschlichen langsam und grauenvoll die Tage eines der edelsten Männer seiner Zeit. Ihr wißt nichts von ihm; aber fragt die, welche die Welt und ihre Begebenheiten kennen, um den Nahmen der Grafen von Hohenberg! Ihre Thaten, ihr Edelsinn lebt noch auf vielen Zungen, das Andenken ihrer Wohlthaten in vielen Herzen. Unter ihnen war Graf Ludwig der Beste und der Unglücklichste. Von seiner Familie hörte er nichts mehr; alle Nachrichten, die er durch die Theilnahme des Castellans erhalten konnte, bestätigten den Gedanken, den er gleich im Anfange gefaßt hatte, daß alles in dem brennenden Schlosse umgekommen war.

Das war es, was ich vom Castellan, und später von Hohenberg selbst, erfuhr; aber nun braun-

te, ich auch vor Verlangen, den edlen Unglücklichen kennen zu lernen. Meines Vaters trauriges Geschick machte mich zu seiner Verwandten, zu seiner Tochter; ich dachte mir ihn wie diesen, ich lieh ihm meines Vaters Züge und Gestalt, und ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich ihn sehen, und an diesem Fremden das thun wollte, was mein trauriges Schicksal mich gehindert hatte, dem eigenen geliebten Vater zu erweisen. Obwohl ich mir ihn nun nicht anders, als wie einen betagten Mann vorstellte, so hielt mich doch eine gewisse Scheu und die Furcht, einen üblen Eindruck auf ihn zu machen, wenn er mich als die Nichte seines Feindes kennen lernte, ab, mich in meiner wahren Gestalt vor ihm zu zeigen. Ich ließ mir Knabenkleider bringen, und war ein Neffe des Castellans. So wurde ich von ihm zu dem Gefangenen geführet. Wir betraten ein helles, reinliches Zimmer. Das Herz schlug mir ein wenig. Der Gefangene saß an einem Tische, den Kopf in beyde Hände gelegt. Auf das Geräusch, das wir machten, richtete er sich auf, und trat dem Castellan entgegen. Ach, Agnes! Wie ward mir, als ich, statt eines bejahrten, von Alter und Kummer gebeugten Unglücklichen, eine der schönsten Gestalten, die ich je gesehen, in der vollen Reife männlicher Kraft, voll

Anstand in jeder Bewegung und mit Zügen erblickte, denen, um jedes Herz zu gewinnen, nur der sprechende Ausdruck der Augen fehlte, die hier, ach! auf ewig geschlossen waren! Ein Beben ergriff mich, mein Herz schlug hörbar, die Sprache versagte mir, als der Castellan mich ihm als seinen Neffen vorstellte, der künftig die Sorge für ihn übernehmen werde. Nie werde ich dieses Augenblicks vergessen. O Agnes! Er hat über mein Leben entschieden! Mit sanfter Würde redete er uns an, und der Ton dieser Stimme, der früher schon den Weg zu meinem Herzen gefunden hatte, wiederhallte jetzt in allen Tiefen desselben. Ich verstand nicht ganz, was er zu dem Castellan sprach; denn meine Seele war in meinen Augen, sie hing an der anmuthigen Bewegung der feinen Lippen, an dem freundlichen Zuge, der sie umschwebte, an den blüthenweißen Zähnen, die unter dem dunkelbraunen Knebelbarte hervorblickten. Jetzt wandte er sich an mich, er dankte mir für meinen guten Willen, und suchte mich mit freundlicher Herablassung aufzumuntern; denn mein Verstummen mochte ihm Wirkung der Schüchternheit scheinen. Nun kamen mir Fassung und Sprache wieder, ich antwortete ihm; er war zufrieden mit meiner Antwort. Das Gespräch wurde lebhafter, ich fühlte,

daß das, was ich sagte, ihm nicht unbedeutend schien. Als der Castellan gehen und mich mit sich nehmen wollte, faßte Hohenberg meine Hand, und legte mir seine Rechte auf das Haupt, gleichsam um zu urtheilen, wie groß, wie alt ich seyn mochte. Heinrich! sagte er dann: Ich glaube, wir werden uns gut vertragen. Dein Vetter hat mir manche wichtige Gefälligkeit erzeigt; ich danke ihm nun eine neue, die Bekanntschaft mit dir. Komm oft, mein Kind, so oft du kannst, und denke, wenn du auch einige Mühe mit einem Blinden hast, daß das Bewußtseyn, die dunkeln Tage eines Unglücklichen zu erheitern, dir vielleicht einst eine frohe Stunde machen wird! Bey diesen Worten, die er ernst, aber ohne Klage sprach, füllten meine Augen sich mit Thränen; ich zog seine Hand an meine Brust, und drückte sie fest. Er ließ es geschehen, indem er mit einem leichten Druck meine unendliche Rührung beantwortete; dann winkte er mit der Hand, und entließ uns.

Wie mir nach dieser Unterredung war, kann ich euch nicht beschreiben. Tag und Nacht schwebte Hohenbergs Bild vor mir, und der Entschluß, ihm mein Leben zu weihen, mich ganz für ihn hinzugeben, verwebte sich so in alle Fäden meines Herzens, als wäre er ein angebornes Gefühl. Zugleich

aber regte sich eine kleine Eitelkeit in mir. Ich hatte gefühlt, daß er mich als ein untergeordnetes Wesen behandelte; und das war mir unangenehm. Ich wollte nicht bloß sein Diener, ich wollte sein Freund werden, bis irgend eine günstige Wendung des Schicksals mir erlauben würde, seine Freundinn zu seyn. Täglich kam ich nun ein auch zwey Mahl zu ihm; ich brachte ihm seine Speisen, ich erzählte ihm die Vorfälle im Schlosse, in der Gegend. Bald gingen diese Gespräche auf anziehendere Gegenstände über. Er hörte, daß ich die Harfe spielte, ich mußte sie bringen, wir spielten zusammen, wir sangen; seine Lieder waren meistens dunkle, düstre Klagen, Ausbrüche seines schmerzlichen Gefühls. Ich las ihm aus frommen Büchern vor, ich erzählte ihm, was ich, ohne mich zu verrathen, erzählen konnte. Nach und nach war ihm der gute Heinrich wichtig, er war ihm unentbehrlich geworden, und ich hatte die erste Stufe meines Glückes erreicht; denn ich fühlte, daß sein herablassendes Wohlwollen in Achtung und Freundschaft überging.

Meine Einbildungskraft war geschäftig, stets neue Zerstreuungen zu erfinden, deren der unglückliche Freund in seiner Lage zu genießen fähig war. O Agnes! Welche Seligkeit, einem Geliebten, und

einem unglücklichen Geliebten zum Troste zu leben! Mein inständiges Bitten, meine heiligsten Versprechungen erhielten mir endlich vom Castellan die Erlaubniß, meinen Gefangenen, als der Frühling kam, als die erwachende Natur jedes fühlende Geschöpf zu Freyheit und Lebensgenuß rief, einmahl — zum ersten Mahl nach mehr als zehn Jahren, in den Schloßgarten, der eine freye Aussicht über die Ebene hat, zu führen. Nur als ich meiner Sache gewiß war, schlug ich ihm den Spaziergang vor. Die ungehoffte Freude machte ihn stumm, eine sichtliche Röthe flog über sein blasses Gesicht; dann breitete er die Arme aus. Heinrich! Guter, lieber Junge! rief er, indem er mich an seine Brust schloß, und einen Kuß, den ersten, den ich von einem fremden Mann erhielt, auf meine Stirn drückte: Wie viel bin ich dir schuldig! O komm, komm, laß uns schnell von dem Glücke Gebrauch machen! Er faßte meine Hand, sie zitterte, ein Sturm hatte in seiner Umarmung mein Innerstes aufgeregt, meine Thränen stürzten, er hörte mich weinen. Was ist dir, mein Heinrich, mein Sohn? rief er mit seelenvollem Tone: Was bewegt dich so sehr? Hast du ein Unglück? Vertraue es deinem Freunde! Er schlang von Neuem seinen Arm um mich; da überwältigte

mich mein Gefühl, ich sank an sein Herz. Eure Freude ist's, die mich rührt, rief ich: O ich bin unaussprechlich selig, daß ich sie euch verschaffen konnte!

Wir gingen nun. Als die freye Luft sein Gesicht umspielte, als er den lebenden Hauch Gottes in den Bäumen rauschen hörte, der Duft von frischem Grase und Blumen seine Brust schwellte, da sah ich ein kindliches Entzücken sich in seinen Zügen mahlen; er breitete die Arme aus, er sank auf ein Knie nieder und bethete. O Agnes, welch ein Augenblick! Als er sich erhoben hatte, trat ich zu ihm, und faßte seine Hand wieder. Ich leitete ihn überall herum; dann setzten wir uns, um keinen Verdacht zu erregen, im Angesichte des Schlosses auf einen Rasensitz, über den ein frischbelaubter Kastanienbaum leichte Schatten streute, und der Frühlingssonne milder Strahl auf den edlen Zügen des Geliebten spielte. Ihm war so wohl! Er schien so glücklich! Und es war mein Werk!

Ihr seht, Agnes, wie grausam getreu mein Gedächtniß alle diese Züge aufbewahrt. Laßt mich jetzt kurz seyn; denn die Erinnerungen sind zu schmerzlich. Hohenberg hatte damahls gewiß keine Ahnung davon, daß das Wesen, welches sich so geschäftig um ihn bemühte, von einem andern

Geschlechte, und das, was es für ihn empfand, etwas anderes als Mitleid, und eine Art kindlicher Zuneigung sey. Ich ward nach und nach sein Vertrauter, ich hörte von ihm abgerissene Züge aus seinem frühern thatenvollen Leben. Wie so manchem Edlen unserer Zeit, verging auch seine Jugend unter stäten Kämpfen und Fehden, um sein Eigenthum, die Ruhe seiner Burgen zu sichern, und fremde Anmaßungen kraftvoll abzuwehren. Er hatte geliebt, das Mädchen seiner ersten Liebe war ihm entrissen worden; an seine Gattinn banden ihn zwar nur Dankbarkeit und Achtung, dennoch schmerzte ihn ihr Verlust, indeß er seines ersten Verhältnisses mit ganz anderer, tieferer Rührung dachte. Ihr könnt leicht denken, Agnes, welchen Eindruck solche Gespräche aus solchem Munde auf mich machen mußten! Jedes derselben ward zum neuen Bande, mich unzerreißbar an ihn zu ketten; ich fühlte, daß ich nicht mehr ohne ihn leben könnte, und ich beschloß, mich und ihn zu retten. Die lange Abwesenheit meines Oheims, der Friedrich dem Schönen mit seinen Leuten die Heeresfolge gegen Ludwig den Baier leistete, gab mir freyen Raum; und ich entwarf den Plan, Hohenberg zu befreyen, und mit ihm zu fliehen. Es wird euch gleichgültig seyn, die Zurüstungen und Maßregeln zu hören, die ich

traf, um unsere Flucht möglich zu machen. Obgleich seiner Augen beraubt, obgleich durch vieljährige Gefangenschaft gebeugt, strebte doch sein Muth bey dem ersten Scheine von Möglichkeit, befreyt zu werden, rasch empor; er wußte, daß er noch mächtige Freunde hatte, er rechnete auf sie, auf die Unschuld seiner Sache, und die Gerechtigkeitsliebe des Herzogs, wenn es ihm nur gelänge, diese Unschuld zu beweisen.

Eine Krankheit des Castellans, während welcher ich den Gefangenen allein zu pflegen und zu besorgen hatte, die Gewohnheit, uns oft durch ganze Stunden auf Spaziergängen im Garten und endlich sogar im Walde zu wissen, von denen wir jederzeit pünctlich zurückkamen, endlich am meisten der Umstand, daß man so gar nichts von dem Unglücklichen zu fürchten zu haben glaubte, erleichterten unser Vorhaben, und wir setzten es glücklich in's Werk. Ich schildere euch Ludwigs Entzücken nicht, als er sich endlich frey und vollkommen in Sicherheit wußte. Sein Sinn war nun zuerst auf einen seiner ältesten und verläßlichsten Freunde gerichtet, einen Ritter von Waldsee, der ein Waffenbruder seines Vaters gewesen war, und ihn stets mit väterlicher Liebe behandelt hatte. In Pilgerkleidern mit der Harfe durchzogen wir das Land.

Niemahls, Agnes, und wenn ich das Unglück hätte, recht lange zu leben, und wenn längst jede andere Regung in mir erstorben seyn wird, werde ich die wenigen Tage vergessen, in denen ich die Seligkeit des Himmels genoß. Ich allein mit ihm, sein Alles, seine einzige Stütze, seine Führerinn, seine Erhalterinn! Mit einer Wärme, die beynahe zu groß für Dankbarkeit, zu lebhaft für Freundschaft war, nahm er auf, was ich freudig für ihn that, und erwiederte mein reges Gefühl mit eben so lebhafter Empfindung. Manches Mahl schien es mir sogar, als hätte er mein Geheimniß errathen, als ahne er, wer ihn begleite; es lag eine achtungsvolle Zartheit, etwas Scheues in seinem Betragen, und bey der erhöhten Wärme seiner Neigung für mich, bey unserem seltsam rührenden Verhältnisse verbreitete diese Stellung unserer Gemüther einen unbeschreiblichen Zauber über unsere Verbindung; unsere Seelen schmolzen fest und ganz in einander.

Hohenbergs treues Gedächtniß, seine lebhafte Phantasie, bezeichneten mir die Wege zu Waldsee's Schloß, die Gegend umher, die Ansicht der Burg so richtig, daß ich nicht fehlen konnte. An einem schönen Sommertage trat ich mit Ludwig aus den kühlen Schatten des Buchwaldes, der den Abhang eines Berges bedeckte. Da erblickte ich die breite

schöne Donau, da lag Waldsee's Schloß, wie es mir Hohenberg beschrieben hatte, und ich verkündete es meinem Gefährten. Hocherfreut vernahm er diese Bothschaft; ich mußte ihm nun alles beschreiben, was ich erblickte, jeder Zug schien seine Freude zu vermehren, mit jedem ein Moment aus seiner schönen glänzenden Jugend vor ihm lebendig zu werden. O du mein Auge, mein Glück, meine Welt! rief er, indem er mich entzückt an seine Brust schloß: Nun ist der Augenblick gekommen, wo ich deine unendliche Liebe zum Theile werde vergelten können; dann — dann soll uns nichts mehr trennen! Ich glaubte zu verstehen, was er mir sagen wollte; ich schloß ihn — zum ersten Mahl, seit wir uns kannten, eben so freymüthig an die meinige. Was hatte ich zu fürchten? Der Augenblick der Erklärung war nahe, und nichts — nichts — so riefen tausend Stimmen in meinem Innern, im Einklange mit seinem Wunsche — nichts soll uns mehr trennen! O welches elende Spielwerk ist der Mensch in der Hand des allmächtigen Geschicks! Was sind seine Entwürfe, seine Hoffnungen! — Wahn! Seliger — schrecklicher Wahn! Alles, alles ist zu trennen auf der Erde, und endlich stehen die Todten aus ihren Gräbern auf, um unsere Erdenseligkeit hinab zu reißen!

Hier hielt Elisabeth inne. Ein unendlicher Schmerz schien ihre Brust zu ergreifen. Sie breitete die Arme aus, sie schöpfte tief auf Athem, und aus den gegen den Himmel gerichteten Augen stürzte ein neuer Thränenstrom. Agnes fühlte sich von theilnehmenden Empfindungen beklemmt, aber sie wagte es nicht, ihre Freundinn anzureden. O Hohenberg! Hohenberg! rief Elisabeth nun mit zerreißenden Tönen: Warum haben wir uns gefunden, um auf ewig getrennt zu seyn!

Sie schwieg wieder, sie schien sich fassen zu wollen. Lange hielt das tief erregte Gefühl ihre Brust in heftiger Bewegung; endlich entfloß ihr Schmerz in milderen Thränen. Sie sammelte sich und fuhr fort: Es war mein Vorsatz, mich ihm nun bald zu entdecken; denn ich erkannte wohl, daß es mir nicht lange mehr gelingen würde, meine Rolle zu behaupten. Sobald wir auf Waldsee's Schloß angekommen seyn würden, sobald die Umgebung mehrerer, ihm treuer Menschen meine Sorge für ihn vermindern, und mir erlauben würde, die Entfernung von ihm zu beobachten, die der Wohlstand mir zur Pflicht machte, wenn ich mein Geschlecht gestand, sollte er erfahren, wer ich war.

Mit diesen schönen, frohen Hoffnungen gingen wir Hand in Hand der Burg zu. Es schien, als

werde eben ein festlicher Tag dort begangen. Musik tönte uns entgegen, und alles regte sich in froher Bewegung. Wir setzten uns auf einer Bank am äussersten Schloßthore nieder. Ich nahm meine Harfe, spielte und sang. Da erschienen sogleich einige Knechte und Reisigen, sammelten sich um uns und horchten. Bald darauf trat ein festlich geputzter Knappe aus dem Thore, und rief uns hinauf, um vor den Gästen zu spielen. Das war's, was Hohenberg gewollt hatte. Rasch sprang er auf; ich sah alle Bewegungen seiner Seele wechselnd und schnell sich in seinen Zügen mahlen. Wir folgten dem Knappen und traten in den Saal. Es war eine große Menge Gäste anwesend. Am obern Ende der Tafel saß ein ehrwürdiger Greis zwischen einem schönen Knaben und einer blassen Frau von mittleren Jahren. Eine höchst unangenehme Empfindung überfiel mich bey Erblickung dieser Frau, und eine seltsame Gewalt heftete mein Auge unablässig auf sie, wenn ich es voll innerer Abneigung abwenden wollte. Ludwig blieb in der Thür stehen, den Hut tief in's Gesicht gedrückt; ich trat vor, nicht ohne Beklemmung, stimmte meine Harfe, und sang ein fröhliches Trinklied. Es gefiel; man ersuchte mich um ein zweytes Lied. Ich sang eines, das ich selbst gedichtet hatte, das Anspielungen auf

meine Empfindungen verrieth. Ludwig selbst hatte es nie gehört; es sollte ihn auf das vorbereiten, was ich ihm nun bald entdecken wollte. Dieser Gesang hatte alle gerührt; denn ich selbst fühlte mich tief dabey bewegt. Man stand auf, man umringte und befragte mich um mein und meines Vaters Schicksal. Dafür hielt man Hohenberg. Besonders schien die Frau, die mir so widrig vorkam, sehr vielen Antheil an uns zu nehmen. Sie sprach mit mir, und ich sah, daß Hohenberg unruhig darüber wurde; er rief mich zu sich, und bath mich, ein gewisses Lied zu spielen, das ich von ihm gelernt hatte. O warum gehorchte ich seinen Bitten? Ich nahm die Harfe wieder mit einem geheimen Schauer; es kam mir alles seltsam, unheimlich vor. — Da trat die blasse Frau heftig auf mich zu: Woher kennst du das Lied? rief sie: Wer ist dein Vater? In demselben Augenblicke hörte ich Ludwigs Stimme, der — Adelgunde! Mein Weib! — rief, und die Arme nach ihr ausbreitete. Himmel und Erde vergingen vor meinen Augen.

Während des Gewühls der Freudetrunkenen entfloh ich. Was aus mir ward, wie ich die Treppe hinab in den Wald kam, weiß ich nicht. Am Ufer eines Wildbaches fand ich mich bey Sonnenun-

tergang wieder. Die Harfe lag zertrümmert neben mir. So zertrümmert war auch mein ganzes Wesen.

Seit dem sind mehrere Wochen langsam, schrecklich vergangen. Zu Fuße, ganz allein, habe ich mich durch Wälder und Berge, durch öde, unbekannte Gegenden bis hierher zu euch geschleppt. Was in dieser langen Zeit in meinem Gemüthe vorgegangen, könnt ihr leichter denken, als ich euch sagen. Mehr als Ein Mahl war der Gedanke, einem verbitterten, lastenden Daseyn ein Ende zu machen, und so auf einmahl den Qualen der Gegenwart und einer unabsehlichen Zukunft zu entgehen, so lebhaft in mir, daß nur unbegreifliche Zufälle mich abhalten konnten, ihn auszuführen. Aber Gott hat mich nicht so tief sinken lassen. Jedes Mahl, im Augenblicke der schwärzesten Verzweiflung, entwand irgend ein Hinderniß mir den entsetzlichen Entschluß, bis endlich die Mutter Gottes sich meiner erbarmte, und ich vor ihrem Altare die Ruhe und Fassung fand, die es mir möglich macht, mein Leben zu ertragen. Ihr habt doch wohl schon von dem Gnadenbilde gehört, das dort tief hinein in den höchsten Bergen verehrt wird? Es wallfahrten viele Pilger dahin. Auch mir war es schon früher bekannt gewesen; aber in der letzten Zeit, wo mein Herz zuerst von so viel irdischen Freuden, und dann

von so wilder Verzweiflung erfüllt war, hatte ich es ganz aus dem Sinne verloren. An einem Abende, als es eben recht düster in mir war, trat ich nach einem schwülen Sommertage aus dem Waldgebirge heraus in ein freundliches Thal. Da lag plötzlich der helle Spiegel eines schönen Sees vor mir [14]). Die untergehende Sonne zitterte in schimmerndem Golde über seiner Fläche, seine Wellen waren so klar, die Berge und Wälder hingen umgekehrt in der hellen Fluth, und der blaue Himmel in seiner Tiefe schien mich freundlich an sich zu locken. O in dem kühlen dunklen Grunde sollte mir so wohl werden, so leicht, da sollte mein brennender Schmerz sich kühlen! Ich stand am Gestade; eine unüberwindliche Begierde, mich hinab zu stürzen, ergriff mich, es war, als riefen mich freundliche Stimmen aus der Tiefe. Ich trat näher, ich stieg auf einen hervorragenden Stein, der über's Wasser hing. Ein Sprung! So war ich meiner Qual los! Da scholl plötzlich ein Schrey aus dem nahen Gebüsche. Mutter Gottes, Maria Zell! rief eine Frau und stürzte an's Ufer, wo ihr Kind mit der Angelschnur gespielt, und sich zu weit an's Wasser gewagt hatte, so, daß es die Wellen ergriffen und trugen. Auch ich sprang hinzu, wir brachten den Kleinen glücklich an's Land. Die Frau

dankte mir mit heftiger Rührung. Ach, die Mutterliebe hieß sie, den kleinen Dienst so hoch anrechnen! Aber noch innigerer Dank war der heiligen Jungfrau geweiht, die in diesem Augenblicke sichtlich über ihren Sohn gewacht, gerade als noch Rettung möglich, die Augen der Mutter auf seine Gefahr gelenkt, und den fremden Pilger herbeygeführt hatte, ihr Kind aus den Fluthen zu ziehen! Mein Gemüth war tief erschüttert; die wunderbare Art, mit welcher zwey Menschen vom Wassertode gerettet waren, ergriff meine Seele, und die Erzählungen der Fischerinn von den Wundern des Gnadenbildes, von so viel Kranken, von so viel Unglücklichen, die bey ihm Heilung oder Trost gefunden hatten, vollendeten den Eindruck, den der Vorfall am Erlaphsee gemacht hatte. Ich sah einen Lichtstrahl in meine Nacht fallen, meine dumpfe Verzweiflung machte der Aussicht auf eine mögliche Ruhe der Seele Platz; ich wendete mich mit meinen Schmerzen zu der, die weit mehr gelitten, als ich. Die Fischerinn behielt mich in ihrer Hütte. Ich durchweinte die Nacht; es waren die ersten sanften Thränen seit meiner Flucht aus Waldsees Schloß. Ich gelobte der heiligen Jungfrau einen kostbaren Anzug, von meiner eigenen Hand gestickt, und wo möglich jährlich eine Wallfahrt, wenn sie meine

Seele von der pressenden Last befreyen wollte, die wie das Andenken eines Mordes auf mir lag. Am andern Tage bath ich die Fischerinn, mir den Weg nach Maria Zell zu weisen. Sie that es gern. Wir machten uns früh auf. Die Nebel stiegen dampfend aus den Thälern, die Sonne, der Zeit nach schon über dem Horizont erhoben, begrüßte noch kaum die Gipfel der Berge, nach und nach fiel erst ihr Strahl in die tiefen Gründe. Wir gingen durch den thauenden duftenden Wald, der Morgen wurde immer heiterer; und wie wir uns dem Gnadenorte näherten, schien auch meine Seele sich sanftern Gefühlen zu öffnen. Jetzt bog der Weg um eine Bergecke, und wir traten aus dem Walde heraus. Da lag im Glanze der Morgensonne ein fruchtbares Thal vor uns, und rechter Hand auf der Hälfte des himmelansteigenden Berges strahlten uns die Thürme der Kirche entgegen. O Agnes! Ich kann euch nicht beschreiben, welche Hoffnungen, welche lang entbehrten Tröstungen mich umfingen! Die Fischerinn verließ mich hier, und ich setzte meinen Weg allein durch die wildschöne Gegend unter sanften Thränen fort. Dort war mein Heil, meine Rettung! Das fühlte ich bestimmt. Die Sonne stieg nun höher, sie trank den Thau vom Grase, der wie Rauchwolken empor stieg; so trockneten meine Thränen von der

Zuversicht auf Hülfe, so stieg mein brünstiges Gebeth empor.

Aus der düstern Kirche strahlte das Gnadenbild, von einer Menge Lampen und Kerzen umflammt, mir wie der Thron Gottes entgegen. Ich warf mich nieder auf die Kniee, ich goß mein gepreßtes blutendes Herz vor der Himmelsköniginn aus, und fühlte mich merklich erleichtert. Mit gefaßterem Gemüthe stand ich auf, und beschloß, meine Beicht zu verrichten, und mich mit reuevoller Zerknirschung aller meiner Schuld anzuklagen. Ein ehrwürdiger Greis hörte mich liebreich an, er verwies mir meine allzu leidenschaftliche Anhänglichkeit an irdische Gegenstände, meine Verzweiflung; dann richtete er mich mit himmlischen Trost auf, und reichte mir das Abendmahl. Jetzt schien auch der letzte dunkle Schatten aus meiner Seele zu schwinden; ich fühlte mich neugeboren, gestärkt. Ich empfand wohl, daß die Wunde meines Herzens nie heilen, daß ich, was ich heiß gehofft, und nun ganz verloren hatte, nie würde vergessen können; aber die finstere Verzweiflung war verschwunden, Ruhe und Ergebung kamen in meine Seele, und ich traute mir die Kraft zu, ein freudenloses Daseyn zu ertragen.

Den Tag brachte ich zu, um Alles an dem hei-

ligen Orte zu besehen, und meine Andacht in jeder Kapelle, an jedem heiligen Quell zu verrichten. Abends entschlief ich zum ersten Mahl seit langer Zeit ruhig, und ein seltsamer Traum bewegte meine Seele: Ich befand mich mit Hohenberg im Walde bey Seusenburg, ich leitete ihn wie einst, der Weg wurde immer schlechter, steiniger, ich verdoppelte meine Sorge, ihn sicher zu führen, er dankte mir gerührt, wie er sonst wohl zu thun pflegte; aber sein Wohlwollen goß nicht mehr die reine Freude in mein Herz, die ich in jenen schönen Tagen empfunden hatte, es lag etwas Schmerzliches im Grunde meiner Seele, das Gefühl meiner wahren Lage, das sich mit den Bildern des Traumes vermischte. Es war mir, als dürfe ich seine Liebkosungen nicht annehmen; mein Herz wurde so beklemmt. Da fing ich an zu weinen, so heftig, so schmerzlich, daß mir war, als müsse ich mich in Thränen auflösen, als glitte ich in einer Ohnmacht hin. Hohenbergs süße Stimme erweckte mich zum Bewußtseyn; er hielt mich umfaßt, ich sah ihn an. Welche Veränderung! Sein Auge, groß und blau, blickte mich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an, reiche braune Locken schmiegten sich um die freye gewölbte Stirn, erhöhten das sanfte Roth der Wangen, und schmückten das

jugendliche Kinn. So mußte er in seiner Jugend ausgesehen haben. Ich wollte betroffen zurücktreten; da umschlang er mich fester, und sagte mir tausend süße schmeichelnde Worte. Ich war so selig, so ganz und gar beglückt! Auf einmahl wurde es dämmernd um uns, die schöne Gestalt fing an zu erblassen, sie wich in Nebel zurück, sie zerfloß halb in Luft, und schwebte nun wie ein Schatten immer weiter, immer weiter von mir weg. Mit unendlichem Schmerzen folgte ich ihr, ich bestrebte mich ängstlich, sie fest zu halten; aber ich griff in leere Luft und nichtige Nebel. So eilte ich lange, lange mit bang klopfendem Herzen ihr nach. Da veränderte sich wieder die Ansicht. Es war nicht mehr Hohenbergs Gestalt, der ich nacheilte; ich sah mich auf einer großen Wiese voll bunter Blumen. Eine davon, die schönste, glänzendste, war das Ziel meiner Bestrebungen; aber ich war nicht allein. Ein junges Mädchen in Nonnentracht lief mit mir der Blume zu; wir strebten beyde aus allen Kräften, sie zu erreichen. Endlich war ich ganz nahe; schon streckte ich die Hand aus, aber die Nonne war schneller als ich, sie brach die Blume, es war mir, als bräche mein Herz bey diesem Anblicke, und wie ich sie ansah, so war es keine Blume mehr, sondern ein schwarzes Kreuz mit

weißer Einfassung, wie es die Ritter des Deutschen Ordens zu tragen pflegen. Ich brach in Thränen aus, und erwachte, ganz benetzt, von meinen Schmerzen.

Ich werde den Traum in meinem Leben nicht vergessen; und darum erzähle ich ihn euch. Vielleicht kann ich, wenn ich nicht mehr um euch bin, euch zuweilen Nachricht von mir geben; dann sollt ihr selbst sehen, daß meine Ahnung mich nicht täuschte. — Ich weiß nicht, was mir bevorsteht; daß es aber nichts Fröhliches ist, und daß das Schicksal, welches mich seit meiner Kindheit verfolgte, nicht von mir ablassen wird, ist wohl sehr wahrscheinlich.

Den kleinen Rest meiner Geschichte wißt ihr selbst. Von Maria Zell beschrieb man mir den Weg hierher; ich verfehlte ihn, verirrte mich in den Gebirgen, verletzte meinen Fuß im Hinuntersteigen über einen steilen Hügel, als ich endlich von der Höhe herab die Straße erblickte, und kam erschöpft und mühsam in der Herberge an, wo eure Güte mich freundlich aufnahm.

Und was denkt ihr nun zu thun, Elisabeth? O bleibt bey uns, legt diese Kleider ab, und nehmt mit unserem kleinen Haushalt vorlieb! sagte Agnes, ergriff die Hand der Fremden, und drang

mit freundlicher Überredung in sie. Gerührt dankte ihr diese; aber sie schlug es ab. Ihr Vorsatz war, sich zu einer Base ihrer Mutter zu begeben, die in dem Frauenstifte zu Mödling [13]) als Abtissinn lebte. Bey dieser frommen Frau wollte sie sich aufhalten, bis nach und nach mehr Ruhe und himmlischer Sinn in ihr Herz gekommen seyn, bis Gott den Beruf zum Klosterleben in ihr erweckt haben würde, in dem allein sie Trost und Heilung für ihre Leiden zu finden hoffte. Jetzt fühlte sie sich noch zu sehr von weltlichen Wünschen und Empfindungen umstrickt, um es zu wagen, dem Himmel ein Herz anzubiethen, das noch ganz von dem Bilde eines Sterblichen erfüllt war. Aber bis dahin bath sie Agnes inständig, niemanden ihr Geschlecht oder ihre Herkunft zu verrathen.

Agnes wußte wider diesen Wunsch nichts einzuwenden, und es stieg der schnelle Gedanke in ihr auf, da sie auch zum Kloster bestimmt sey, mit ihrer Freundinn in denselben Orden zu treten, und vereint mit ihr zu leben. Das sagte sie ihr; die Mädchen umarmten sich, und schwuren sich Verschwiegenheit und treue Freundschaft bis in den Tod.

Eifersucht.

Das Gespräch der beyden Freundinnen war nicht ohne Zeugen gewesen. Herrmann, der, seit der fremde Pilger hier war, kein Wort mit Agnes gesprochen, aber sie wohl oft im Garten mit ihm gesehen hatte, war auch heute, von seinem Unmuthe geführt, gerade in dem Augenblicke in das Dickicht gekommen, von wo er die kleine Anlage und das Häuschen übersehen konnte, als eben Elisabeth heraustrat, um von Agnes Abschied zu nehmen. Er blieb stehen, als er den Jüngling sich ihr nähern sah. Sie sprachen eine Weile, wie es schien, sehr angelegentlich; dann sah er den Jüngling Agnesen umarmen, und sie nach einem kurzen Sträuben diese Vertraulichkeit ohne Rückhalt und herzlich erwiedern. Sein Blut kochte, seine Hand ballte sich, er fühlte einen glühenden Haß gegen den Fremden, und eine tödtliche Kälte gegen Agnes. Nun setzten sich die beyden, Hand in Hand ge-

schlungen, auf die Moosbank. Er sah, daß der Fremde etwas erzählte, was ihn oft heftig bewegte, er sah ihn ein paar Mahl weinen, und Agnesen mitfühlende Thränen vergießen. Er knirschte. Hundert Mahl war er im Begriff fortzueilen, und nie ein Wort mehr mit Agnes zu sprechen, sie nie wieder anzusehen. Eine unglückliche Neugierde hielt ihn wie angefesselt an seiner Stelle. Er stand Martern der Hölle aus, und vermochte doch nicht, sich dem verhaßten Anblicke zu entreißen. Jetzt war die lange Erzählung zu Ende, und von Neuem sanken sich die beyden in die Arme, und Agnes ruhte ohne Scheu, ohne Verlegenheit mit ihrem Haupte eine Weile an des Fremden Brust. Das war zu viel! Diese Frechheit, wie sie sein Zorn nannte, mußte gestraft werden! Sein Herz, in seinen innersten Tiefen empört, sann auf Rache. Auf diesem Gedanken allein ruhte sein Gemüth mit wilder Lust aus, in ihm fand er volle Befriedigung und ein süßes Gefühl, das ihn auf Minuten seiner inneren Zerrüttung vergessen machte. Daß er Agnes liebe, daß es Eifersucht sey, was in ihm tobte, kam ihm nicht in den Sinn; denn er wußte noch nicht, was Liebe und Eifersucht war. Aber Agnes hatte die Sittsamkeit, die sie sonst gegen jeden Mann, die sie selbst gegen ihn

beobachtete, verletzt, und der Fremde hatte die Rechte der Gastfreundschaft beleidigt, indem er sich solche Vertraulichkeit erlaubt hatte, eine Vertraulichkeit, die ihm (das fühlte er wohl, wenn er sich an des Pilgers Stelle dachte) ein Glück gewährt haben würde, von dem er vorher keine Ahnung gehabt hatte. Diese Vorstellung, die auf einer Seite seine Phantasie in bebendes Entzücken versetzte, entflammte auf der andern seinen Zorn, und er sann unabläßig darauf, ihn zu kühlen.

Tausend Vorsätze kreuzten sich nun in seiner Seele. Er wollte sich grausam, dauernd rächen; aber alle Hülfsmittel, die ihm in seiner Lage zu Gebothe standen, gründeten sich auf Hinterlist, auf heimliche Gewalt, und mit Abscheu verwarf sie sein Gemüth. Ihm kamen jetzt die Erzählungen seines Freundes Hugo in den Sinn. Seine Einbildungskraft ergriff hastig das Bild eines ritterlichen Zweykampfes; aber er war ein Novize, und der Fremde ein wehrloser Pilger! Zum ersten Mahl in seinem Leben verwünschte er seinen Stand, der es ihm unmöglich machte, die süßeste Genugthuung zu erlangen. O wenn er ein Ritter, wenn er nur ein Knappe wäre, und ihm Waffen zu Gebothe stünden! Dieser Gedanke ward in Kurzem herrschend in seiner Seele; er brütete darüber mit

wilder Freude, und endlich geschah, was immer bey ernsten Vorsätzen geschieht, er fand Mittel, den Wunsch, auf den alle Kräfte seiner Seele gerichtet waren, wirklich zu machen. Er entdeckte einen Weg in die Rüstkammer des Stiftes, wo die Waffen für die Reisigen und Klosterknechte aufbewahrt wurden; er kletterte mit Gefahr des Lebens über Dächer und Mauern, und stieg endlich durch das Bodenfenster in den Thurm. Es war das erste Mahl, daß er diesen Ort betrat. Um ihn herum standen blinkende Harnische, Spieße, blanke Schwerter und spiegelnde Schilde schimmerten im Sonnenglanze, und trunken hing sein Blick an diesen Gegenständen, die ihn mit wunderbarer Macht an sich zogen. Eine neue Welt ging in seinem Innern auf, ein unüberwindliches Verlangen ergriff ihn, sich eine dieser Rüstungen anzupassen, und statt des Gewandes sanfter Unschuld und Frommigkeit die jugendlich kräftigen Glieder mit schimmerndem Stahle zu decken. Aber unerfahren in Behandlung der Waffen, und voll Furcht, hier entdeckt zu werden, hatte er bloß Zeit, ein paar Schwerter aus der Reihe zu reißen, und auf demselben gefahrvollen Wege mit seinem Raube zurückzukehren. Glücklich, wie ein König, verbarg er die theuern Werkzeuge seiner Rache in sein La-

ger, und harrte nun mit heißer Ungeduld auf eine Gelegenheit, wo er den Pilger mit Agnes treffen, ihn zum Zweykampf nöthigen, und entweder seinen Zorn in dem Blute des Gegners kühlen, oder, von ihm getroffen, vor Agnesens Augen sterben wollte. Jeder dieser beyden Auswege befriedigte ihn gleich sehr, und er war zweifelhaft, welchen er mehr wünschen sollte; denn ein dunkles Gefühl ließ ihn ein längeres Leben, in diesem Verhältnisse zu Agnes, als eine unerträgliche Last betrachten. Gegen das ausdrückliche Geboth des Abtes, der ihm eine Arbeit in der Klosterbibliothek aufgetragen hatte, eilte er, unfähig, solchen Zwang zu ertragen, hinaus in den Wald, in der festen Zuversicht, Agnes bald am Arme ihres Buhlen zu erblicken, und ihn dann zum Zweykampfe zu zwingen. Was er gewünscht hatte, geschah bald. Elisabeth, entschlossen, den folgenden Morgen ihren Pilgerstab weiter zu setzen, hatte Agnesen noch zu einem letzten Spaziergange beredet. Sie wandelten Hand in Hand am Ufer des Flusses hinab. Gedanken der nahen Trennung, ferne Hoffnungen auf Wiedersehen, bewegten ihre Herzen in sanfter Wehmuth; des Herbstabends sterbende Reize stimmten harmonisch in ihr Gefühl.

Unter ernsten Gesprächen waren sie gegen den

Ort gekommen, wo das Thal sich krümmt, und in dem schmalen Durchgange Strom und Weg dicht neben einander hinter dem Felsen verschwinden. Dort war der bequemste Platz für Herrmanns Vorhaben, dort, wohin kein Blick aus dem Stifte reichen, woher kein Geräusch gehört werden konnte. Hastig eilte er am Abhange des Berges durch den Wald, und sprang plötzlich aus dem Gebüsche herab auf den Fußpfad, als die Mädchen um die Ecke beugten. Sie wichen erschrocken zurück. Herrmann! Herrmann! rief Agnes mit ausbrechender Freude. Aber er bemerkte sie nicht. Mit funkelnden Blicken ging er auf Elisabeth zu, faßte sie beym Arme, und rief mit vor Zorn zitternder Stimme: Liebst du das Mädchen? Elisabeth verdroß die Kühnheit des Fremden. Ein zürnendes Roth ergoß sich über ihre Wangen. „Und wenn ich sie liebte, würdet ihr mir's wehren?" Das würde ich bey Gott! rief er, und schleuderte die Schwerter hin, daß sie klirrend vor Elisabeth niederfielen. „Wählt, welches ihr wollt; nur wer den Andern überlebt, darf sagen, daß er das Mädchen liebt!" Agnes sah mit Schrecken, daß es hier ernstlich gemeint sey; sie trat voll Angst zu Herrmann, sie suchte ihn zu besänftigen, ohne ihre Freundinn zu verrathen. Jedes Wort, das sie

sprach, entflammte seine Wuth noch mehr, in jedem sah er einen neuen Beweis der Liebe für den, dessen Leben sie in Gefahr glaubte. Als Elisabeth noch immer zögerte, und ihn durch sanfte Vorstellungen zu verständigen strebte, ergriff er eines der Schwerter, und drang ihr das andere auf. „Nun macht euch fertig!“ Ach! rief Agnes in schrecklicher Angst: Du kennst den Fremden nicht, du weißt nicht, wer er ist! „Ich weiß, daß er dich liebt, und du ihn; alles Übrige ist mir einerley, und nun vertheidige dich, Memme, oder stirb von meiner Hand!“ Er ging wüthend auf Elisabeth los. Agnes, außer sich, warf sich vor die Freundinn, und machte ihre Brust zu ihrem Schilde. Bey diesem Anblick erstarrte Herrmann, das Schwert entfiel ihm, todtenbleich starrte er die beyden an, dann wandte er sich schnell, sprang auf einen vorragenden Felsen am Gestade, und stürzte sich von dort in die Fluth, daß die Wellen schäumend über ihn zusammen schlugen.

Mit einem Schrey des Entsetzens sank Agnes am Gestade nieder. Elisabeth stand wie vom Blitze gerührt; doch schnell besann sie sich. Agnesens Geschrey hatte den Fischer herbeygezogen, der in einer Krümmung des Thales wohnte; mit seinem Beystande gelang es ihr, den Unglücklichen zu ret-

ten. Sie hieß den Fischer, ihn in's Gras legen, und sandte ihn fort, um Stärkung und Hülfe aus der Hütte zu hohlen. Jetzt erwachte Agnes aus ihrer Betäubung, sie sah den Gegenstand so vieler Angst und Sehnsucht nicht weit von ihr, bleich, ohne Bewegung auf der Erde liegen, und die treue Elisabeth um ihn beschäftigt. Zitternd stand sie auf, zitternd näherte sie sich und fragte, mit fast erlöschter Stimme: Lebt er? Er lebt, antwortete Elisabeth, und ich denke, er wird sich bald erhohlen. Nun warf auch Agnes sich neben ihn nieder; sie erhob sein sinkendes Haupt, sie legte es an ihren Busen, ihre Thränen flossen auf seine bleichen Wangen, und mit der Stimme der innigsten Zärtlichkeit nannte sie ihn zuweilen beym Nahmen, um ihn zu erwecken. Endlich schlug er die dunkeln Augen auf, sein erster Blick fiel auf die weinende Geliebte. O Gottlob! Gottlob! Er lebt! rief sie. Herrmann antwortete nicht. Stumm, mit wildem Blicke richtete er sich von ihrem Schooße auf, sah sie starr an, dann auf sein nasses Gewand, und jetzt erst schien er zu begreifen, was mit ihm vorgegangen war. O Elisabeth! rief Agnes in der Freude ihres Herzens: Er erhohlt sich! Elisabeth? wiederhohlte Herrmann, und eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht: Elisabeth? Ein Mädchen?

Agnes und Elisabeth errötheten, daß ihr Geheimniß entdeckt war. Aber Herrmann sprang hastig auf; er ging auf sie zu, er faßte des Fremden Hand. Ein Mädchen? rief er: Kann ich euch auch glauben? Ist das kein neues Gaukelspiel, um mich zu äffen? O Herrmann! rief Agnes: Wie kannst du mir eine solche Falschheit zutrauen? Womit habe ich dein Mißtrauen verdient? Er sah Agnes an, er sah Thränen der Liebe über ihre Wangen gleiten, er sah ihre Augen mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit auf ihn geheftet, sein Zorn war entwaffnet; forschend betrachtete er die kleine zarte Hand der Fremden, ihre feinen Züge — dann sagte er: Nein, ihr könnt nicht lügen! Ich glaube euch, und so — vergebt mir, Elisabeth! Vergib mir, Agnes! O wenn du wüßtest, was ich in diesen Tagen gelitten, du würdest nicht im Stande seyn, mir zu zürnen! Ich zürne dir auch nicht, rief sie, und drückte seine Hand an ihr Herz, weil du nur lebst, weil ich dich nur wieder habe! Sie sah ihm mit inniger Zärtlichkeit in's Auge. Elisabeths Thränen brachen hervor, sie wandte sich ab und ging in's Gebüsch. Die Liebenden bemerkten sie nicht. Beschäftigt mit ihren Gefühlen, mit der Erzählung dessen, was sie um einander gelitten, wie sie gezürnt, getrauert hatten, standen sie ein-

ander gegenüber. Agnesens Bericht zerstreute auch den letzten Funken von Argwohn in Herrmanns Gemüth, und seliger als je genoß er das lang entbehrte Glück, die Geliebte zu sehen und zu sprechen. Elisabeth mußte für sie beyde denken; sie näherte sich ihnen, und erinnerte Herrmann an seine nassen Kleider. Jetzt erst fühlte er die Kälte, die ihn schauernd durchdrang. Elisabeth rief den Fischer, der Jüngling ging mit ihm; in wenig Augenblicken trat er umgewandelt in den Kleidern eines Fischerjungen aus der Hütte. Agnes erröthete. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Das geistliche Gewand hatte ihr so wesentlich zu ihm zu gehören geschienen, daß sie es in ihren Gedanken nie von ihm trennte, daß ihr keine Möglichkeit eines andern Verhältnisses, als das treuer Schwesterliebe zwischen dem Gott geweihten Jünglinge und der künftigen Nonne, erschien. Jetzt, da sie ihn in weltlichen Kleidern erblickte, fühlte sie eine plötzliche Verwandlung in sich vorgehen. Eine zarte Scheu entfernte sie von dem fremd gewordenen Jüngling, indeß ein geheimer Zug sie fester an ihn zog. Auch er schien diese Veränderung zu theilen. Kühner, als je, schlang er zum ersten Mahle den Arm um ihren schlanken Leib, er führte sie zu der Bank vor der Hütte, er setzte sich Arm in

Arm mit ihr nieder, sein Blick ruhte mit nie gefühltem Wohlgefallen auf ihrer Gestalt. Es war beyden, als sähen sie sich heute zum ersten Mahle; sie hatten sich so viel zu sagen, so viel zu entdecken, und dennoch war beyder Seele zu sehr mit dem Anblicke des geliebten Gegenstandes beschäftiget, um irgend ein Gespräch anhaltend fortzusetzen.

Die Sonne des kurzen Herbsttages war gesunken. Elisabeth mahnte die Liebenden, zu scheiden, um keinen Verdacht zu erregen. So zögernd, so ungern hatten sie sich noch nie getrennt. Elisabeth ging schweigend an Agnesens Seite. Keines fühlte ein Verlangen, die Stille, in welcher sie die Eindrücke der vergangenen Stunden feyerten, zu stören. Als sie nach Hause kamen, stand Elisabeths naher Abschied vor ihrer Seele; weinend fielen sie sich um den Hals, und nur wenig Schlaf besuchte diese Nacht durch ihre Augen. Mit dem frühesten Morgen erwachte Elisabeth. Die späte Sonne ging hinter Nebelschleyern auf, die träufelnd an den Wäldern bis in's Thal herab hingen. Der Morgen war trüb und düster. Elisabeth, tief beklommen, fühlte jetzt im Augenblicke des Scheidens ihre Verlassenheit schmerzlicher als je. Frau Mechthild überhäufte den liebenswürdigen Pilger noch mit kleinen Gaben zur Bequemlichkeit der

Reise; und so trat Elisabeth endlich, von einem Wegweiser, den Mechthilds Sorgfalt ihr zugegeben hatte, von ihrem mütterlichen Segen und von Agnesens Thränen begleitet, ihre Reise an. Ein starker Waldbach [16]), der unweit des Stiftes sich in die Traisen einmündet, war ihr Führer; an seinem Ufer wandelte sie schweigend in tiefen Gedanken fort, unempfindlich gegen die Reize der Landschaft, und durch das düstere Colorit des Herbsttages wehmüthiger gestimmt.

Trennung.

Elisabeths Erzählung und der Vorfall an der Traisen hatten einen hellen Funken in Agnesens Seele geworfen. Sie fing an, sich und ihr Gefühl für Herrmann zu verstehen; und so wie diese Empfindungen und Begriffe klar in ihr wurden, stand die Zukunft, wo heilige Mauern und ewige Gelübde sie von ihm trennen sollten, in furchtbarem Lichte vor ihr, und sie versank in allerley Plane und Träume, in welchen Herrmann und sie in Elisabeths und Ludwigs Beziehungen erschienen. Es vergingen ein paar Tage, ohne daß sie ihren Gespielen sah. Am dritten trat der Prior mit finsterem Gesicht ein; er verlangte ganz allein mit seiner Schwester zu sprechen. Als die Unterredung zu Ende war, ging er, ohne Agnesen zu grüßen, fort, und Frau Mechthild hatte ein verlegenes Ansehen. Agnes fühlte sich durch das alles beklemmt, ohne recht zu wissen, warum? Sie sann nach, sie verglich den Auftritt

am Flusse, Herrmanns langes Wegbleiben, seinen Raub in der Rüstkammer, des Priors Ernst, ihrer Pflegemutter ängstliches Wesen, es ging ein Ganzes daraus hervor, das sie vor unangenehmen Folgen zittern machte. Abends vor dem Schlafengehen rief sie Frau Mechthild zu sich. Sie befragte sie um ihr Verhältniß zu Herrmann, um die Geschichte der letzten Tage und des fremden Pilgers. Agnes wollte zögern, läugnen; Mechthild war aber zu gut unterrichtet. Sie mußte alles gestehen, und that es auch unter vielen Thränen. Nun machte ihre Pflegemutter ihr ernste Vorwürfe wegen ihrer Zurückhaltung, und schilderte ihr die Gefahren solcher Zusammenkünfte mit mehr Besorgniß als Klugheit. Dann brach sie in heftigen Tadel gegen den wilden unbändigen Herrmann aus; sie mahlte seine Widerspänstigkeit gegen den Abt, seinen Trotz, als man ihn zur Rede stellte, mit so entsetzlichen Farben, daß er Agnesen in diesem Gemählde liebenswürdiger als je erschien. Ihre Thränen trockneten nach und nach, sie hörte mit kindlicher Ergebung Frau Mechthilds Ermahnungen; aber es war ihr unmöglich, die Sachen in einem so schrecklichen Lichte zu sehen. Endlich, nachdem diese alle ihre Beredsamkeit erschöpft hatte, schloß sie mit dem strengen Befehle, den jungen Menschen nie wieder

zu sehen oder zu sprechen, jede Gemeinschaft mit ihm abzubrechen, und jeden Versuch, den er vielleicht machen würde, dieß Geboth zu vereiteln, sogleich zu melden.

Dieser letzte Theil von Frau Mechthilds Forderungen fiel Agnesen schwer auf's Herz. Ihre Thränen brachen auf's neue hervor, sie suchte mit Bitten und Flehen dem strengen Gebothe zu entgehen; die Pflegemutter blieb fest auf ihrem Verlangen, und das arme geängstete Mädchen konnte zuletzt nicht anders als heilig versprechen, was ihr aus allem in der Welt am schmerzlichsten fiel, den theuern Gespielen nicht mehr zu sehen.

Es wurde ihr viel leichter, als sie dachte. Seit jenem unvergeßlichen Abende lag kein Strauß mehr auf dem Altare, kein weißes Gewand schimmerte mehr durch die Bäume des Waldes, keine bekannte Stimme rief am Abende leise ihren Nahmen bey der Gartenhecke, und keine Möglichkeit fand sich, weder durch Frau Mechthild, noch den Prior, etwas von Herrmann zu erfahren. Nun bemächtigte sich eine entsetzliche Angst ihrer Seele. Sie kannte die Weise der Klöster, sie hatte oft von den Kerkern gehört, in denen sie die Opfer ihrer Strenge zuweilen um eines bloßen Ungehorsams wegen schmachten lassen. Graf Hohenbergs Bild

auf der Seusenburg vermischte sich mit dem ihres Freundes; sie sah sein Schicksal in dem des Grafen, und versank in tiefe Traurigkeit. Man sah das, aber man schien es nicht zu bemerken; vielmehr wünschten der Prior und Frau Mechthild sich Glück, daß ihr Plan, die jungen Leute zu trennen, so wohl gelungen war.

Es vergingen noch zwey traurige Wochen, als eine ungewöhnliche Erscheinung das stille Thal zu neuem Leben aufregte. Die verwitwete Königinn von Ungarn sollte hier durch nach Maria Zell ziehen, um ein Gelübde zu lösen, das sie vorlängst gethan hatte. Seit jenen blutigen Auftritten, die den Mord eines geliebten Vaters und Kaisers hatten rächen sollen, fand ihr Herz keine Ruhe mehr. Die Schatten der grausam Ermordeten umschwebten ihr ruheloses Lager, und keine Scheingründe für die Rechtmäßigkeit jenes Verfahrens konnten die ängstenden Zweifel beschwichtigen, daß sie in ihrem Eifer zu weit gegangen sey, daß sie Schuld und Verdacht nicht genug unterschieden, und besonders gegen das Hohenberg'sche Haus zu streng gehandelt habe. Gern hätte sie jetzt wieder gut gemacht, was möglich war; aber was war wohl noch möglich, nachdem zehn Jahre über den Gräbern der Unglücklichen hingegangen waren? Auf Hohen-

berg häusete ein Herr von Jörger, der es, wie die übrigen Güter der ältern Linie, von den Herzogen zu Lehen trug; die Besitzungen der jüngeren hatte der Ritter von Seusenburg an sich gerissen. Graf Cuno, so erzählte die Sage, sollte sich mit einem Knaben aus der erstürmten Burg Hohenberg geflüchtet haben, und in Böhmen im Elende gestorben seyn; von Graf Ludwigs und der Seinigen Ende war sie selbst Zeuginn gewesen. Es war so vieles zu vergüten, und niemand da, der es empfangen konnte. Das drückte den Stachel der Reue tiefer in ihr Herz. Sie ließ sich überall nach dem Schicksale dieses unglücklichen Hauses erkundigen; sie both Belohnungen für den, der ihr Kunde von irgend einem Überreste desselben geben könnte. Nun fingen allerley lügenhafte Gerüchte an, sich zu verbreiten; die Zeit zeigte früher oder später ihre Falschheit. Am längsten erhielt sich das von einer kleinen Tochter, die ein treuer Knecht gerettet haben sollte; aber auch dieß fand keine Bestätigung, und verschwand zuletzt wieder. Die Unruhe der Königinn war nur zerstreut, nicht vermindert worden. Doch wo Menschen nicht helfen konnten, nahm sie ihre Zuflucht zum Himmel. Sie gelobte Wallfahrten und Geschenke an alle Gnadenorte, und hörte endlich im vorigen Frühlinge mit lebhafter Freude die Nach-

richt von Graf Ludwigs und seines Sohnes wunderbarer Erhaltung. Eifrig schrieb sie nun an ihre Brüder, das Unrecht, das sie alle diesem Hause gethan hatten, wieder gut zu machen. Was sie verlangte, war schon geschehen; die edlen Fürsten hatten bereits in dem Sohne die Unschuld und das Recht des Vaters anerkannt. So bald Ludwig sich zeigte, wurden ihm seine Güter zugesprochen, und der Ritter von Seusenburg durch Hohenberg, durch seine Freunde und den Beystand der Herzoge mit gewaffneter Hand gezwungen, sie ihm einzuräumen.

Froh über die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches, dachte sie nun daran, ihr Gelübde zu entrichten, und kam deßhalb im Spätjahre mit einem glänzenden Zuge über Wien nach Lilienfeld, wo sie Nachtlager halten, und dann ins Gebirg nach Maria Zell ziehen wollte. Der Abt empfing sie mit dem ganzen Convente Abends vor den Thoren seines Stiftes; am folgenden Morgen wurde ein feyerliches Hochamt gehalten. Während desselben, indem die Königinn von ihrem Sitze die ganze Versammlung übersah, blieb ihr Blick unwillkührlich auf Agnesens sanften Zügen hangen, die mit ihrer Pflegemutter gegenüber in einem Stuhle kniete, und ein seltsames Gefühl erhob sich in ihrer Brust. Sie glaubte diese oder ähnliche Züge schon irgend

wo gesehen zu haben, ohne daß sie sich an den Ort oder die Person erinnern konnte. Die Ähnlichkeit hatte etwas Beunruhigendes für sie; und um so weniger konnte sie ihre Augen von dem Mädchen abwenden. Sobald der Gottesdienst geendigt war, erkundigte sie sich bey dem Abte nach ihr, und ließ Frau Mechthilden rufen. Die einfache Erzählung dieser Frau befriedigte ihre Neugier keineswegs, und sie verlangte Agnesen selbst zu sprechen. Furchtsam und zitternd trat diese in das Gemach der Königinn, die ihr aus der allgemeinen Sage und aus Elisabeths Erzählung von einer furchtbaren Seite bekannt worden war. Mit herablassender Güte redete die Königinn sie an, und befragte sie um die Geschichte ihrer Kindheit; aber auch Agnes wußte ihr nichts anderes zu geben, als dunkle Erinnerungen und zweifelhafte Vermuthungen. Sie entließ sie endlich, und der Gedanke, dieses Mädchen zu sich zu nehmen, und vielleicht durch sorgfältige Nachforschungen ihre Herkunft zu erfahren, blieb seit der Unterredung mit ihr fest in dem Gemüthe der Königinn. Indessen äußerte sie nichts davon, und setzte ihre Reise fort.

Agnes und Mechthild, in deren stillem Leben diese Begebenheit ein heller Punct war, sannen den Ursachen nach, die eine so große Frau zu sol-

cher Freundlichkeit und Theilnahme an dem Schicksale eines unbedeutenden Mädchens bewegen konnten. Frau Mechthild kannte die Welt nicht viel, aber doch besser als Agnes, und ließ sich von ihr ihre Unterredung mit der Königinn genau wiederhohlen. Sie ahnete etwas von dem Vorhaben derselben. Es war ihr äußerst unangenehm. Sie schwieg daher gegen Agnes; aber sie vermochte es nicht, auch gegen ihren Bruder zu schweigen, und theilte ihm ihre Angst und Besorgniß mit. Der Prior sah die Gefahr eben so wohl ein; er wußte, daß hier keine Ausflucht gelten, und eine offenbare Weigerung eben so thöricht als bedenklich seyn würde. Ein einziger Ausweg fiel ihm ein, der Stand, wozu Agnes bestimmt war. Die Braut des Himmels konnte nur mit Anstand den Zerstreuungen des Hofes entziehen; und so wurde sie gerufen. Frau Mechthild entdeckte ihr ihre Vermuthungen, und der Prior fügte nach einer ernsten Ermahnung die Vorschriften hinzu, wie sie sich, im Falle die Königinn wirklich diese Forderung machte, verhalten, und was sie sagen sollte. Das arme Mädchen erschrak tödtlich, sowohl über das, was ihr bevor stand, als über den Ausweg. Sie sah in jedem nichts als Unglück; denn jedes trennte sie von Herrmann und Mechthild, und wenn sie dort vor einem

langen Trennung zitterte, so schauderte hier ihr Inneres vor einem Stande, der jede Möglichkeit von Hoffnung zerstörte. Verwirrt, betäubt bath sie um Bedenkzeit. Der Prior schien erstaunt, weil er hier gar nichts zu überlegen oder zu bedenken fand; aber Frau Mechthild, die ihre Agnes herzlich liebte, gewährte ihr die verlangte Frist.

Nun war Agnesens einziger dringender Wunsch, mit Herrmann sprechen, und sich mit ihm gemeinschaftlich über ihr Schicksal berathen zu können. Alle Versuche waren vergeblich. Der Prior wich jeder, auch der entferntesten Anspielung mit kaltem Ernste aus, und sie konnte nichts thun, als im Gebethe vor Gott ihr Herz strenge prüfen, ob sie den Wunsch ihrer Pflegemutter erfüllen, und das Kloster wählen sollte. Aber die stille Fassung, die schuldlose Unbekanntschaft mit ihrem Herzen waren seit dem Vorfalle am Flusse verschwunden, und aus der ernsten Prüfung ging nur die Überzeugung hervor, daß es ihr unmöglich seyn würde, im Kloster ihre Neigung für Herrmann abzuschwören.

Jetzt kam der dritte Morgen, und mit ihm die Königinn von ihrer Wallfahrt zurück. Sobald sie ausgeruhet hatte, eröffnete sie dem Abte ihr Vorhaben, und dieser sandte sogleich den Prior zur

Frau Mechthild. Nun war also der gefürchtete Schlag gefallen, und Mechthilds einzige Hoffnung beruhte auf Agnesens Entschluß, lieber in's Kloster zu gehen. Man rief sie, sie erblaßte, sie zitterte; aber zum großen Erstaunen ihrer Pflegemutter und des Prior's beschwor sie beyde mit Thränen, sie nicht zum geistlichen Stande zu zwingen, indem sie bey ihrer Abneigung davor unmöglich selig werden könnte. Den Prior erzürnten Agnesens Reden je mehr und mehr, er ging in seinem Eifer so weit, ein Wort von der Ursache dieser Abneigung fallen zu lassen, und eine Drohung, diesen sündlichen Widerwillen an Dem auf's schrecklichste zu rächen, der Schuld daran war, betrübte sie, ohne ihren Entschluß zu ändern. Sie blieb auf ihrer ersten Erklärung, und Frau Mechthild bath endlich ihren Bruder selbst, nicht ferner in die Arme zu dringen, da es ja eine Gewissenssache wäre, jemanden, der keinen göttlichen Beruf hätte, zum geistlichen Stande zu bereden.

Es blieb also nichts übrig, als den Willen der Königinn zu vollziehen, und sich zur Reise zu bereiten. Frau Mechthilds frommes Gemüth hatte sich nach dem ersten schweren Kampfe in den Willen Gottes ergeben. Sie sah in dieser neuen Wendung des Schicksals ihrer Pflegetochter eine unmit-

telbare Fügung des Himmels, der besondere Dinge mit ihr vorhabe, indem er sie auf eine eben so seltsame Weise aus ihren Händen riß, als sie vor zwölf Jahren in dieselben gekommen war; und so weh ihr das Scheiden von dem Kinde that, an das sich ihr Herz mit mütterlicher Liebe gewöhnt hatte, so beugte sie sich doch geduldig unter diese göttliche Schickung, fest überzeugt, daß das, was so unwidersprechlich Gottes Wille sey, auch gewiß gut seyn müsse. Bey dieser Gesinnung behielt sie die Kraft, die nöthigen Anstalten zu machen, und sogar Agnesen aufzurichten, die seit jenem letzten kräftigen Widerstande gegen des Priors Drohungen ganz niedergebeugt war.

Den Abend vor der Abreise der Königinn, die um Agnesens willen ihren Aufenthalt noch zwey Tage verlängert hatte, saß diese in Thränen ergossen an der Hecke, wo sie so oft mit dem Gespielen ihrer Jugend gesprochen hatte, den sie jetzt wohl in ihrem Leben nicht mehr sehen sollte, in diesem Garten, wo jede Blume, jedes Beet sie an die mütterliche Liebe der guten Frau erinnerte, die, seit sie denken konnte, sie den Mangel eigener Ältern so wenig hatte empfinden lassen. Da trat Frau Mechthild mit einem kleinen verschlossenen

Kästchen in der Hand aus der Thür, und näherte sich der weinenden Agnes.

Wir werden jetzt nicht mehr lange beysammen seyn, mein Kind, hob sie an, und ich habe noch manches auf dem Herzen, das ich dir gern mittheilen möchte. Setze dich hierher zu mir und höre mich an! Du weißt die Art, wie du vor zwölf Jahren in meine Hände kamst, und daß alle unsere Nachforschungen über deine Geburt und den Stand deiner Ältern immer fruchtlos geblieben sind. Indessen habe ich doch die wenigen Zeichen, die du an dir hattest, als der Pilger dich zu mir brachte, sorgfältig aufgehoben, damit, wenn irgend ein Zufall dich auf eine Spur leiten sollte, du dich damit ausweisen könntest. Sieh, hier sind sie, dieß kleine goldene Kreuz, in dem Reliquien von Heiligen eingeschlossen liegen, und dieß Muttergottesbild! Das Kreuz hattest du an einer seidenen Schnur am Halse, und das Muttergottesbild fand ich in deiner Tasche. Mein Bruder und ich haben diese beyden Stücke oft untersucht, aber nie etwas gefunden, das uns Licht hätte geben können. Jetzt, wo wir uns trennen müssen, lege ich sie in deine Hand, und bitte dich, mein Kind, sie sorgfältig zu verwahren; es ist vielleicht das einzige Mittel, einst die wahren Urheber deines

Lebens zu entdecken. Daß du nicht von gemeinem Stande bist, ist sehr wahrscheinlich; deine Kleidung war, wie die der adelichen Kinder zu seyn pflegt, das Leinenzeug fein, und alles Übrige zierlich und anständig. Diese Vermuthung soll dich nicht eitel machen auf einen Vorzug, den du vielleicht gar nicht wirklich hast; sie soll nur dazu dienen, dich vor Gesinnungen und Handlungen zu bewahren, die des Standes unwürdig wären, zu welchem du zu gehören scheinst. Bis jetzt habe ich sorgfältig über dich gewacht; von jetzt an trittst du in die Welt, und bist dir selbst überlassen.

Bey diesen Worten brachen Agnesens Thränen, die während der letzten Rede aufgehört hatten, auf's neue hervor; sie warf sich an die Brust ihrer Pflegemutter, und beyde hielten sich lange weinend umarmt. Endlich ermannte sich Frau Mechthild, und begann, ihr mit mütterlichem Ernste und treuer Sorge, so gut sie es vermochte, einige Lebens- und Klugheitsregeln zu geben. Sie kannte die Welt nicht, vielweniger den Hof; aber sie war reinen frommen Sinnes, und so liefen alle ihre Vorschriften auf wenige wahre Grundsätze hinaus, mit denen ein Gott ergebenes Gemüth in jeder Lage fortkommt. Agnes versprach mit Thränen und heiliger Rührung, sie nie zu vergessen, wohin und

in welche Verhältnisse auch der Himmel sie führen würde.

Die Nacht verging beyden schlaflos. Am Morgen führte Frau Mechthild ihre Agnes zum letzten Mahl in die Kirche, wo sie unter tausend Thränen ihre Andacht verrichtete, beichtete und das Abendmahl empfing, um sich mit Gottes Beystande zu ihrer neuen Laufbahn anzuschicken. Aus der Kirche selbst hohlten zwey Zofen der Königinn sie ab. Mechthild und Agnes erblaßten; diese fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der entscheidende Augenblick war da. Frau Mechthild, in Leiden besser erfahren, umarmte das zagende Mädchen noch ein Mahl, gab ihr ihren mütterlichen Segen, und riß sich schnell von ihr los. Die Zofen führten Agnes in ein Seitengemach, wo sie sie mit freundlichen Reden zu beruhigen suchten, und warteten, bis die Spuren des heftigen Weinens ein wenig vergangen waren, ehe sie sie der Königinn vorstellten. Diese empfing sie abermahls sehr gnädig, redete ihr liebreich zu, und die Edelfräulein und Zofen drängten sich bald schmeichelnd um die neue Gefährtinn, auf der der Herrscherinn besondere Gunst zu ruhen schien.

Jetzt erschienen der Abt und die ersten Dignitarien des Stiftes, der Prior unter ihnen. Agnes

fühlte ihr Herz gepreßt bis zum Zerspringen, als sie diese Männer vor sich sah, sich unter einem Dache mit Herrmann wußte, und kein Wort von ihm sprechen, mit keinem Laute, keinem Blicke von dem geliebten Jugendgespielen den letzten, vielleicht ewigen Abschied nehmen durfte. Auch diese bange Stunde verging, die Pferde wurden vorgeführt, die Königinn mit ihren Fräulein und Rittern bestiegen die ihrigen; Agnes, die nie geritten war, fuhr mit einer alten Ehrendame hinten nach. Der Zug ging nun lärmend durch das hallende Thorgewölbe; die Geistlichen neigten sich ehrfurchtsvoll zum letzten Mahl. Jetzt trabten die Pferde schneller, jetzt verschwand ein Gebäude nach dem andern aus Agnesens schwimmenden Blicken, jetzt die Thurmspitze, jetzt hinter der Waldecke das ganze Thal, und es ward ihr, als wenn das Herz in ihrer Brust zerrisse.

Sehnsucht.

Nicht die Zerstreuungen der Reise, nicht die Vergnügungen eines glänzenden Hofes vermochten Agnesens Traurigkeit zu mindern; diese leidende Stimmung machte sie noch schüchterner, als sie ohnedieß war, und, nachdem Zeit und Gewohnheit den Reiz der Neuheit von ihr gestreift hatten, ließ die Königinn das blöde Landmädchen, das ihre Gunst zu erhalten nicht verstand, nach und nach wieder sinken. Agnes verlor sich unter den übrigen Hoffräulein und Zofen in völliger Unbedeutenheit. Selbst die Geschichte ihrer Kindheit und räthselhaften Herkunft, die im Anfange die Königinn und deßwegen den Hof sehr beschäftigt hatte, wurde, da alle Nachforschungen fruchtlos waren, allmählich wieder vergessen, und Agnes blieb sich selbst überlassen, einsam und fremd unter den Menschen, die sie umgaben.

Die kleinen Pflichten ihres Standes erfüllte sie mit pünctlicher Genauigkeit, sie war um die Person der Königinn, wenn die Reihe sie traf, immer gleich still, gleich aufmerksam und demüthig, und betrachtete die Augenblicke, die ihr verstatteten, wieder in ihr einsames Zimmer zurück zu kehren, als ihre besten. Dann überließ sie sich ihren Gedanken, die sie in das friedliche Thal ihrer Kindheit, in das einfache Haus ihrer Pflegemutter trugen, wo ihr so unendlich besser gewesen war, als in dem Pallaste der Ungarischen Königinn; dann mahlte sie sich die stillen Stunden ihrer schuldlosen Zusammenkünfte mit Herrmann, und das Bild des Jugendgespielen, verklärt im himmlischen Lichte getrennter unglücklicher Liebe, verdunkelte alle Ritter und Edlen des Hofes, deren einige sich seit ihrer Ankunft sichtlich um ihre Gunst bewarben. Für sie waren sie so gut als nicht vorhanden; und wenn sie ihres Daseyns gewahr wurde, war es nur, weil ihre Bewerbungen sie manches Mahl quälten. So verging ein langsames Jahr und darüber. Schon fiel der Schnee zum zweyten Mahl, und die Eisdecke fesselte die Wogen der gewaltigen Donau, als ein Österreichischer Ritter, Herr Conrad von Jörger, am Hofe erschien, der der Königinn eine wichtige Bothschaft

von ihrem Bruder, dem Herzoge Leopold, brachte, und zugleich mit Agnes von Lilienfeld, wie die Königinn sie bey ihrer Einführung am Hofe zu nennen befahl, zu sprechen verlangte.

Agnes hörte mit Erstaunen, daß ein Ritter, dessen Nahmen sie nicht kannte, nach ihr gefragt habe. Mit Erlaubniß der Königinn ließ sie ihn kommen. Herr Jörger trat ein. Es war ein junger ansehnlicher Mann, der ihr mit feinem Anstande einen Brief von ihrer Freundinn Elisabeth von Haslau übergab. Agnes erröthete theils aus Verlegenheit, theils aus Freude; die Augen des Ritters blieben mit dem Ausdrucke des sichtbarsten Wohlgefallens auf dieser zarten Gestalt, auf den feinen Zügen voll Engelreinheit und Sanftmuth haften, und beobachteten den Wechsel der Empfindungen, der in leichten Schattirungen über die ausdrucksvollen Mienen glitt. Er erzählte ihr von Elisabeth, daß sie recht wohl und vergnügt sey, daß er sie kürzlich in Wien am Hofe des Herzogs gesprochen, wohin sie mit ihrem Gemahle gekommen sey. Gemahl? fragte Agnes mit großem Erstaunen; Elisabeth verheirathet? — „Seit zwey Monathen, mit meinem Oheim.“ — „Und wie heißt euer Oheim, Herr Ritter?“ „Helmhard von Jörger, edles Fräulein, meines Vaters Bruder.“

Agnes wußte nicht, was sie denken, ob sie ihre Freundinn des Leichtsinns beschuldigen, oder vielleicht eine Kette von Unglücksfällen fürchten sollte, die sie zu diesem Schritte gebracht hatten. Voll Begierde, in dem ziemlich langen Briefe, den sie in der Hand hatte, die Räthsel aufgelöset zu sehen, hätte sie wohl gewünscht, der Fremde möchte seinen Besuch abkürzen. Aber Ritter Conrad schien sich in der Nähe der schönen Agnes allzu wohl zu befinden, und die Edelfräulein, die mit ihr in demselben Gemache waren, hatten den artigen Ritter so viel über Wien und die Hofhaltung König Friedrichs, über die Bekanntschaften, die sie bey ihrer letzten Anwesenheit dort gemacht, zu fragen, daß sein Abschied sich verzögerte, und Agnes nur spät die Freyheit erhielt, auf ihr Zimmer zu eilen, wo sie den Brief der Freundinn schnell entfaltete, sich mächtig über ihre Gelehrsamkeit und Geduld bey einem so langen Schreiben verwunderte, und so endlich das Schicksal ihrer Freundinn erfuhr.

Wiedersehen.

Elisabeth hatte ohne weiteres Abentheuer das Kloster erreicht, wo ihre Tante Abtissinn war. Der Empfang derselben diente nicht dazu, ein verwundetes Herz, das sich nach Theilnahme sehnte, zu befriedigen. Mit kalter Strenge forschte sie nach jedem kleinen Umstande; Elisabeth hatte sogar Mühe, sich für das geltend zu machen, was sie war. Nur einige wichtige Papiere, die sie von Seusenburg mitgenommen hatte, und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Bildnisse ihrer Mutter, das im Zimmer der Abtissinn hing, schlugen endlich diese beleidigenden Zweifel nieder. Desto strenger wurde nun ihr Betragen, ihr Verhältniß zu Hohenberg und die Ursachen ihrer Flucht untersucht. Elisabeth hatte keinen Grund, sich hier zu verbergen. Das Geheimniß, welches sie über ihr Geschlecht und ihren Stand beobachtete, hatte nur

dazu dienen sollen, jede Spur ihres Daseyns zu verwischen, und Hohenbergs Forschungen zu täuschen. Jetzt, da sie sich sicher glaubte, gestand sie freymüthig ihre Geschichte, und verschwieg nur den Grad ihrer Empfindung für den unglücklichen Freund vor einer Zuhörerinn, der jede Art von Gefühl fremd zu seyn schien. Die Abtissinn durchschaute sie dennoch. Ihr heiliger Zorn entbrannte gegen diese sündliche Leidenschaft, und sie ließ Elisabeth die ganze Härte eines Gemüths fühlen, das die Zurücksetzung seiner eigenen Jugend an allem Liebenswürdigeren bitter rächt. Nur mit Mühe ertheilte sie ihr die Erlaubniß, sich im Kloster aufzuhalten, aber sie durfte nicht im Umfange der Clausur, wo die gottgeweihten Jungfrauen lebten, wohnen, sondern es wurden ihr Zimmer in einem der Nebengebäude angewiesen; doch war ihr vergönnt, an den Andachtsübungen Theil zu nehmen, und mit den ältern Klosterfrauen umzugehen.

Elisabeth empörte diese Behandlung; aber da nur das Kloster ihr Sicherheit vor Hohenbergs Nachsuchungen und dem Zorne ihres Oheims, den sie zu fürchten hatte, geben konnte, da sie auf der ganzen Welt niemanden angehörte, und entschlossen war, in unauflöslichen Gelübden Schutz gegen

ihr eigenes Herz und eine unübersteigliche Scheidewand gegen jede kühnere Hoffnung ihres Freundes zu finden, so entschloß sie sich, zu bleiben, und von der Zeit einen bessern Rath zu erwarten.

Zwey Monathe waren in düsterer Einsamkeit, unter strengen Andachtsübungen und unaufhörlichen Kämpfen gegen die Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, an ein Glück verflossen, dem sie auf ewig entsagt hatte, und dessen Andenken immer mit neuer Lebhaftigkeit in ihr erwachte. Als sie eines Abends aus der Vesper in ihr Zimmer zurück kam, meldete ihr die Zofe, daß zwey Fremde nach ihr gefragt, und sie angelegentlich zu sprechen verlangt hätten. Elisabeth erschrak. Wer konnten die Fremden seyn? Sie forschte. Der eine derselben war in ganzer, sehr prächtiger Rüstung gewesen, der geschlossene Helm hinderte, sein Gesicht zu sehen; der andere, unansehnlicher und kleiner, schien nur sein Begleiter, aber sie waren Hand in Hand gekommen und gegangen. Nennen hatten sie sich durchaus nicht wollen. Elisabeths Ahnungen bekamen mit jedem Worte der Zofe mehr Wahrscheinlichkeit. Ein Sturm erhob sich in ihrer Seele; der schwache Schein von Ruhe, den sie mühsam errungen hatte, verschwand vor der bloßen Möglichkeit, daß Ludwig in ihrer Nähe wäre, daß er ihre Spur

verfolgt, sie aufgesucht habe, daß ihre Gefühle vielleicht in gleicher Stärke erwiedert würden. Verstört, zitternd irrte sie wie in einem wachen Traume umher, unentschlossen, was sie thun, ob sie den Besuch, der auf den folgenden Tag verkündigt war, annehmen oder abweisen sollte. Sie kämpfte, sie rang mit sich selbst, zwischen der entzückenden Hoffnung, den Freund ihrer Seele wieder zu sehen, und der Gefahr, die dieß Wiedersehen für ihren Vorsatz haben könnte. Und wenn es nicht Hohenberg, wenn es ein gleichgültiger Unbekannter, wenn es vielleicht ein Abgesandter ihres Oheims war? Sie beschloß, ihn nicht zu sprechen, und entfernte sich um die bestimmte Stunde aus ihren Zimmern. Die Fremden kamen. Die Zofe erklärte ihnen, daß sie Befehl habe, ihrer Gebietherinn ihre Nahmen zu melden, sonst würde sie sie auf keinen Fall sprechen. Da stieß der erste von ihnen unwillig mit dem Fuße gegen die Erde, daß der Harnisch rasselte, aber seinen Nahmen nannte er nicht. So hinterbrachte die Zofe Elisabethen ihre Nachricht, und Kämpfe und Zweifel währten fort.

Es war einer der heitern späten Herbsttage, wo die sterbende Natur noch ein Mahl ihre Reize sammelt, um ihren Abschied zu verschönern. In Elisabeths Seele war keine Empfänglichkeit dafür.

Unstät durchstreifte sie die Gänge des Klosters, warf sich jetzt im heißen Gebethe vor einem Altare nieder, und sprang dann wieder entsetzt empor; denn sie wurde sich bewußt, daß sie die ganze Zeit, statt zum Himmel zu flehen, mit einem irdischen Bilde beschäftigt gewesen war. Da schlug gegen Abend die Zofe, der sie ihre Unruhe vergebens zu verbergen suchte, ihr einen Gang in's Freye vor, um sich zu zerstreuen. Elisabeth folgte willenlos. Sie wandelten durch die Thalschlucht, wo die nackten Felsen, die verödete Burg auf ihrem Gipfel 17), die sterbende Natur umher in Elisabeths Gefühle stimmten. Jetzt wandten sie sich links in den Wald, dessen Blätter schon meist unter ihren Füßen rauschten. Da stand die Zofe still. Elisabeth sah sich um, zwey Gewaffnete traten plötzlich hinter dem Felsen hervor; sie wollte fliehen. Eine nur zu bekannte Stimme rief ihren Nahmen in einem Tone, der alle Saiten ihres Herzens erschütterte, und jede Bewegung hemmte. Sie blieb mit hochklopfendem Herzen unbeweglich stehen. Wo bist du, Elisabeth? rief der Fremde noch ein Mahl: O reiche mir die Hand, gib mir ein Zeichen deiner Gegenwart! Er breitete die Arme aus — jede Rücksicht schwand aus ihren Blicken — sie fühlte, sie dachte nichts als ihn, und sank besinnungslos an Hohenbergs Brust. Als

sie sich aufrichtete, war sie mit ihm allein; die Zofe und der zweyte Fremde waren verschwunden. Sie erkannte nun wohl, daß dieses Zusammentreffen verabredet gewesen war, sie wollte zürnen; ein Laut der Liebe entwaffnete ihren Unwillen. Hohenberg zeigte ihr eine Leidenschaft, an die sie nie geglaubt hatte, die sie entzückte und berauschte. Bald machte er ihr Vorwürfe wegen ihrer Flucht, die ihn so unglücklich gemacht hatte, bald strömte sein Gefühl in glühendem Danke für ihre Liebe und Treue aus. Sie vermochte nicht, ihre Fassung zu behaupten. Sie hatten sich wieder nach langer schmerzlicher Trennung; ihre Herzen, die sich einst im ersten Augenblicke erkannt hatten, schmolzen wieder im seligen Verein in einander, alle Verhältnisse, alle Hindernisse waren in diesen himmlischen Momenten vergessen. Sie gestand ihm offen ihre Liebe; sie verbarg es ihm nicht, daß sie von der ersten Minute an, wo sie ihn gesehen, den Entschluß gefaßt hatte, ihm ihr Daseyn zu widmen. So überließen sie sich einige Augenblicke dem süßen Taumel der Vergessenheit. Nur zu bald aber erwachte in Elisabeths Herzen das Gefühl ihres Schicksales, und mit ihm ihre ganze Fassung. Mit eben der Offenherzigkeit, mit der sie dem Geliebten vorher ihre Liebe gestanden hatte, erinnerte sie ihn an die Kluft,

die sie auf ewig trennte. Er widersprach ihr heftig; seine Leidenschaft hatte ein Mittel gefunden, ungeschieden in seliger Vereinigung mit ihr zu leben. Elisabeth hörte tiefbewegt, aber ungläubig diese Behauptung. Da erzählte er ihr, wie nach ihrer Flucht aus Waldsee's Schloß seine Vermuthung, daß der treue Heinrich ein liebendes Mädchen sey, zur Gewißheit geworden war, wie diese Flucht seine Ruhe, sein Glück zerstörte, daß nicht das Wiederfinden seiner Lieben, nicht die Aussicht, seine Würden und Güter zu erlangen, ihn erfreuen, wie er keinen andern Gedanken fassen konnte, als das Unglück eines geliebten Wesens, das sich beyspiellos für ihn geopfert, und nun so unaussprechlich elend seyn müßte, das er um seinetwillen hülflos, verzweifelnd in die Welt hinausgestoßen dachte. Er beschloß, sie aufzusuchen, wie schwer das auch in seiner Lage war, und sollte es am äußersten Ende der Erde seyn. Endlich entdeckte er ihre Spur, folgte ihr, und fand sie, und nun — nun sollte sie nichts mehr trennen! Sie sollte ihm nach Scharnstein folgen, und dort als seine und Adelgundens Freundinn, als ihre Schwester mit ihnen leben. Adelgunde hatte in diese Übereinkunft gewilligt, sie hatte sie ihm sogar vorgeschlagen, da sie seinen Kummer und ihre Verpflichtung gegen ein Mädchen

erkannte, ohne deren Beystand, ohne deren treue Liebe sie den Gemahl nie wieder gesehen haben würde. Morgen sollte er sich in Wien bey Herzog Friedrich einfinden, um von ihm die feyerliche Belehnung mit allen seinen wieder eroberten Besitzungen zu empfangen; dann würde er am Abende wieder kommen und sie abhohlen, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Schaudernd vor Entzücken und Schmerz hörte Elisabeth ihn an. Ihr Herz war von tausend streitenden Empfindungen bestürmt, und nur mit großer Anstrengung erhielt sie sich die Kraft, den zauberischen Aussichten, die er ihr mit glühender Leidenschaft schilderte, zu widerstehen. Schon sank diese Kraft immer mehr, schon fingen seine Vorstellungen an, ihr ausführbarer, hinreißender zu erscheinen; da tönte durch die dämmernde Luft die Vesperglocke des Klosters und erschrocken sprang die Zofe herzu, um ihre Gebietherinn an die Rückkehr zu erinnern. Elisabeth riß sich aus Hohenbergs Armen. Und du willst mich verlassen? rief er, ehe du meine Bitte gewährt, und meine Unruhe geendet hast? Elisabeth stand unentschlossen. „Versprich mir, daß du mich morgen hören willst, oder entscheide dich gleich hier!“ Elisabeth schwieg noch. Da trieb die Zofe sie ängstlich an; die Vesperglo-

cke hatte beynahe ausgetönt, und bald darnach wurde das Kloster geschlossen. Ich spreche dich morgen um diese Zeit auf meinem Zimmer! rief sie schnell, drückte seine Hand noch ein Mahl, und flog das Thal hinab dem Kloster zu.

Es brauchte lange, bis sie in dem Sturm ihrer Gefühle sich eines klaren Gedanken bewußt wurde. Sie war geliebt, sie war es mit einer Leidenschaft, die unter günstigern Umständen sie unaussprechlich glücklich gemacht hätte, und die nun das Maß ihrer Leiden verdoppelte! Sie sah die Scheingründe wohl ein, auf welche seine Hoffnungen sich stützten; sie durchschaute Adelgundens Willfährigkeit, die Nebenbuhlerinn bey sich aufzunehmen, und ihr Gemüth empörte sich gegen den Gedanken, daß sie die Freyheit, den Freund ihrer Seele zu lieben, ihm ihr Leben zu weihen, als eine Gunst aus fremden Händen empfangen sollte. Je heftiger ihre Liebe war, je unerträglicher war ihr jede Art von Theilung. Sie fühlte bestimmt, daß ein so widernatürliches Verhältniß unmöglich dauern könnte, daß es zu einer unversiegbaren Quelle von Kränkungen und Verdrießlichkeiten für alle Theile werden müßte; und so arbeitete sich endlich unter schmerzlichen Gefühlen der Entschluß in ihr empor, diesen Antrag auszuschlagen, und allen Bitten Ho-

henbergs zu widerstehen. Nicht, ohne jede Wunde ihres Herzens wieder aufzureißen, geschah dieser Kampf. Sie litt unaussprechlich; aber sie beharrte auf ihrem Vorsatze. Die Nacht verging unter Thränen und Gebeth: in diesem suchte sie die Stärke, um einen Entschluß auszuführen, den Tugend und Vernunft ihr als Gesetz vorschrieben, und in der Pflichtmäßigkeit desselben fand sie wieder Kraft und selbst einige Ruhe, um dem Sturme, der ihr bevorstand, gefaßter entgegen zu gehen.

Der Tag bis zum Abende schien ihr ewig zu währen; und dennoch zitterte sie vor dem Augenblicke des letzten Wiedersehens. Dieses letzte tönte unaufhörlich in ihrer Seele, und schien die geheimsten Fäden ihres Lebens aufzulösen. Der Abend nahte endlich. Mit jedem Glockenschlage schauderte sie, jeder brachte den bangen Augenblick näher. Jetzt hörte sie männliche Tritte im Vorgemache. Bleich, bebend näherte sie sich der Thür, und Hohenberg, im fürstlichen Gewande, wie er vom Herzoge gekommen war, im stolzen Gefühle seines anerkannten Rechts, seiner wieder erlangten Größe, trat ihr entgegen. Sie erstarrte, beynahe war ihre ganze Kraft in diesem Augenblicke dahin. Sie vermochte nicht zu sprechen. Ihr Schweigen befremdete ihn. Elisabeth! fing er an: Was ist

das? Seyd ihr's auch, die vor mir steht? Ihr sprecht nicht? Sie reichte ihm die Hand zitternd, schweigend, und winkte seinem Begleiter, sich zu entfernen. Was ist euch, meine Elisabeth? rief er mit dem Tone der innigsten Liebe: Was soll dieß kalte Schweigen, in dem Augenblicke, wo ich hoffe, alle meine und eure Wünsche erfüllt zu sehen? Ein tiefer Seufzer drängte sich bey diesen Worten aus ihrer Brust. Kommt! sagte sie endlich: Gebt mir eure Hand! Laßt mich mein altes Amt wieder bey euch verwalten, laßt euch von mir führen! Er folgte ihr in ein inneres Zimmer; im Gehen schlang er seinen Arm um sie, und zog ihre Hand an seine Brust: O wie lange hat mich diese liebe Hand nicht geleitet, die mich sonst so oft, so liebevoll führte? Er war stehen geblieben, sie mit ihm. Diese Erinnerung an eine schöne vergangene Zeit überwältigte sie, ihre Thränen strömten heftig. O schont, schont meiner, rief sie, mit diesen Erinnerungen! Wir müssen uns trennen!

Trennen? rief Hohenberg wild: Wer wagt es, dieses Wort auszusprechen? Welche Macht der Erde kann mir mein Leben, mein Glück entreißen, das ich nur in dir finde? Wer kann uns trennen?

Elisabeth beschwor ihn, sie gelassen anzuhören. Sie setzten sich. Sie fing an, ihm mit aller Kraft,

die sie gesammelt hatte, die Gründe darzulegen, die sie abhielten, in seinen Vorschlag zu willigen. Er hörte sie nicht; sein stürmendes Gefühl riß ihn über alle Bedenklichkeiten hin, er warf ihr Mangel an Liebe, Unbeständigkeit vor, er führte ihr das Beyspiel des Grafen von Gleichen an [16]), dessen Geschichte noch in frischem Andenken war, seine eigenen, ganz unsträflichen Absichten, Adelgundens Einwilligung, und den Umstand, daß er diese nie eigentlich geliebt, daß sie sich in einer zufriedenen Ehe immer mit seiner Achtung, mit den Rechten einer Mutter seiner Kinder begnügt hatte, ohne Ansprüche auf die schönen Gefühle seines Herzens zu machen, und daß sie also durch diese neue Theilung eigentlich nichts verliere, was sie vorher besessen. Elisabeth blieb unerschüttert. — Aber nun leitete ihn seine Liebe einen Weg, der sicherer zu ihrem Herzen führte. Er mahnte sie an jene Tage der Liebe und Seligkeit, wo sie unzertrennlich vereinigt, jede Freude, jeden Schmerz, jedes kleine Ereigniß getheilt hatten, wo sie sein Auge, sein Stab, sein Alles gewesen, wo er die Welt durch sie und um ihrentwillen wieder kennen und lieben gelernt hatte, an jene schönen Tage in Seusenburg, an jene noch seligeren ihrer Pilgerreise, wo sie ihm so oft geschworen, ihn nie zu verlassen, wo die

Vermuthung, daß sie ein Mädchen, daß ihre Empfindung für ihn etwas anderes als kindliche Zuneigung sey, ihn so unaussprechlich selig gemacht hatte. Er schilderte ihr seine Verzweiflung nach dem Tage ihrer Flucht, und mahnte sie an ihre Schwüre, an ihre Verheißungen.

Elisabeths Gefühl schmolz in wehmüthig süßer Rührung. Weinend lag sie in seinem Arme, stets noch überzeugt, daß sie nicht einwilligen dürfe, aber beynahe an ihrer Stärke verzweifelnd. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam; er hörte sie weinen, heftig drückte er sie an seine Brust: O wer auch weinen könnte, wie du! Mir ist die Wollust der Thränen mit den Augen geraubt! Diese Worte, diese Erinnerung an sein Unglück zerrissen Elisabeths Herz, und zernichteten ihre Kraft. Es schien ihr, als könnten ihr Wohlseyn, ihr Ruf, ja ihr Seelenfrieden in keinen Betracht kommen, wenn sie sein nächtliches Geschick erheitern, und mit dem Opfer ihres Daseyns sein Glück erkaufen könnte. Schon stieg das Bild eines ungetrennten Zusammenlebens glänzender vor ihren Blicken empor, schon schwanden die Hindernisse, die Mißverhältnisse aus ihrem Bewußtseyn, und die entzündete Phantasie mahlte die Folgen ihres Schrittes in schimmernden Farben. Sie sprang auf, sie hatte

beschlossen, sein zu werden, sie wollte ihm feyerlich die Hand zum Schwur ewiger Treue reichen, — da riß, indem sie sich schnell aus seinen Armen erhob, ein goldener Hacken seines Gewandes die seidene Schnur entzwey, an der sie seit dem Vorgange am Erlaphsee ein Bild der heiligen Jungfrau um den Hals trug. Das Bild von Gold, künstlich gearbeitet, fiel zu ihren Füßen nieder, und unterbrach den Taumel, in dem ihre Seele schwamm. Sie hob es auf. Die Veranlassung, warum sie es trug, ihr jetziger Entschluß, der ihr plötzlich jenem am Ufer des Sees zu gleichen schien, fielen schreckend und schwer auf ihr Herz. Es sank ihr wie ein Schleyer von den Augen; sie sah die Gefahr, in die sie sich stürzen wollte, sie ermannte sich, blieb ein paar Augenblicke kämpfend stehen, ihre Kraft kehrte zurück, und statt, wie sie Willens gewesen war, Hohenbergs Bitten nachzugeben, erklärte sie mit neuer Festigkeit ihren Vorsatz, nie einzuwilligen, und wandte sich mit edler Wärme an sein eigenes Bewußtseyn. Sie schilderte ihm mit immer steigender Begeisterung den Lohn erfüllter Pflicht; sie ließ ihn Adelgundens traurige Lage, die allein sie zu jener Willfährigkeit vermocht haben konnte, den zerstörten Frieden eines ruhmvollen Hauses, ihren eigenen befleckten Ruf, die

Folgen eines so seltsamen Verhältnisses im düstern Lichte sehen, und erklärte ihm zuletzt, daß es um ihre Ruhe, um ihr Seelenheil geschehen seyn würde, wenn sie in sein Verlangen gewilligt hätte, daß sie aber nicht mehr Kraft genug habe, seinen Bitten, seinem Unglücke zu widerstehen, und daher von ihm selbst Schonung und Unterstützung im Kampfe der heiligsten Pflicht erwarte.

Finster, schweigend hatte er ihre lange Rede angehört, ohne sie zu unterbrechen. Als sie geendet hatte, stand er auf. Ihr habt nun alles gesagt, hob er an, was Klugheit, Menschenfurcht, und eure nur zu genaue Kenntniß meines Herzens euch eingaben. Ich weiß von allem dem nichts mehr, als daß ihr nicht wollt, und daß es euch nicht schwer fällt, euch von mir zu trennen. Was ich empfinde, wie ich euch liebe, und was mein Schicksal seyn wird, kümmert euch wenig. Es sey! Zwingen kann ich euch nicht, und würde es nie, selbst wenn es in meiner Macht stände. Und so lebt wohl! Er reichte ihr die Hand, sie sah eine flüchtige Bläße über seine edlen Züge gleiten; seine Stellung war stolz, trotzig beynahe. Wie drängte sie ihr volles Herz, ihm den Irrthum zu benehmen, als wäre Mangel an Liebe die Ursache ihrer Weigerung! Aber sie sah die Gefahr einer solchen Erklärung ein, und schwieg.

Zitternd, stumm, von einem Fieberfrost ergriffen, der ihre Glieder durchschauerte, faßte sie seine Hand, und leitete ihn bis an die Thür des Vorgemachs. Lebt wohl! sagte er hier noch ein Mahl, ohne ihre Hand zu drücken, ohne ein Zeichen der Liebe. Sie winkte dem Begleiter, und legte des Grafen Hand in die seinige. Lebt wohl! sagte sie kaum hörbar, ihr Auge folgte ihnen, bis sie an der Ecke des Klosterganges verschwunden waren. In diesem Momente brach ihre lang gehaltene Kraft zusammen. Ein düsterer Schleyer webte sich um alle Gegenstände; eine gräßliche Kälte drang bis an ihr Herz, und zog es krampfhaft zusammen, ihre Sinne vergingen, sie stürzte an der Schwelle nieder.

Auf das Geräusch ihres Falles eilten ihre Zofen herbey; man brachte sie auf's Bett, und es verging wohl mehr als eine Stunde, ehe sie zu sich kam. Sie erwachte, aber ohne Bewußtseyn ihres Zustandes. Fieberphantasien, schreckliche Bilder, die Erzeugnisse ihres unglücklichen Schicksals, verwirrten ihre Sinne. Ihr Leben war in Gefahr erklärt; und diese Gefahr dauerte viele Wochen, in denen sie ihrer Sinne nie mächtig war. Endlich wich das Übel der Kraft ihrer Jugend; aber ihr Gemüth blieb lange noch krank, und eine tiefe Schwermuth hielt beynahe bis zur Annäherung

des Frühlings an. Mit dem wiederkehrenden Leben der Natur kehrte auch die Kraft ihres Geistes, ihre vollkommene Genesung zurück. Was sie ausgestanden hatte, was mit ihr vorgegangen war, hatte lange in dunklen, traurigen Erinnerungen im Grunde ihrer Seele gelegen; jetzt erst erhohlte sich ihr Geist aus seiner Betäubung, und es ward ihr klar, was sie gethan, worauf sie verzichtet hatte. Sie erkannte die ganze Größe des Verlustes; aber sie konnte nicht bereuen, so gehandelt zu haben. In diesem Bewußtseyn lag der Keim neuer Stärke und Seelenruhe, die nur zuweilen durch die Erinnerung an das traurige Schicksal ihres Freundes, von dem sie nun seit mehr als fünf Monathen nichts gehört hatte, getrübt wurde.

Guter Rath.

Es war eine traurig süße Beschäftigung ihrer einsamen Stunden, die Geschichte dieser Entsagung aufzuzeichnen; und sie hatte der einsamen Stunden sehr viele. Wie segnete sie dann das Andenken des guten Pater Euseb, der ihr in dem ernsten Unterrichte, den er ihr ertheilte, so mächtige Waffen gegen die gefährlichsten Feinde ihrer Ruhe, lange Weile und Schwäche des eigenen Herzens, gegeben hatte! Ihre beyden Unterredungen mit dem Grafen waren der Äbtissinn nicht verborgen geblieben; was sie noch nicht wußte, verriethen Elisabeths Phantasien, die sich alle um den Einen Gedanken seines Verlustes und einer ewigen Trennung bewegten. So wenig sie also Ursache gehabt hätte, ihrer Nichte deßhalb zu zürnen, so war es doch genug, daß sie einen Mann ohne ihr Vorwissen gesprochen, daß sie leidenschaftlich liebte und eben so wieder geliebt wurde,

daß dieser Mann verheirathet, und eben der war, den sie der Gewalt ihres Oheims entrissen hatte, um sie das ganze Gewicht ihres Zornes empfinden zu lassen, sobald sie zum völligen Bewußtseyn ihrer selbst zurückgekehrt war. Vorwürfe und Härte, Kränkungen und Neckereyen; alles wurde angewandt, um Elisabeths Sinn zu brechen, um sie zum leidenden Gehorsam und zur Annahme des Schleyers zu bringen. Es gelang nicht; vielmehr stählte sich ihr verwundetes Herz in diesem stäten Kampfe gegen ungerechte Anmaßungen, und die Base erreichte nichts damit, als daß sie Elisabeths geringen Beruf zum Klosterleben vollends zerstörte, indem diese sich überzeugte, daß jene stille Fassung, jener heilige Frieden der Seele, in welchem sie Schutz nach den Stürmen des Schicksals suchte, keineswegs in einer Lebensweise zu finden war, wo Leidenschaften und Ränke nur um so heftiger wirkten, je beschränkter der Raum war, in dem sie sich bewegen konnten.

Sie sann nun mit Ernste darauf, das Kloster zu verlassen, aber sie sann vergebens; denn kein anderer anständiger Zufluchtsort in der Welt stand ihr offen. Die Regel des Hauses, in dem sie lebte, war nicht strenge. Es stand der Abtissinn frey, unter gewissen Einschränkungen in den Zimmern

die sie gesammelt hatte, die Gründe darzulegen, die sie abhielten, in seinen Vorschlag zu willigen. Er hörte sie nicht; sein stürmendes Gefühl riß ihn über alle Bedenklichkeiten hin, er warf ihr Mangel an Liebe, Unbeständigkeit vor, er führte ihr das Beyspiel des Grafen von Gleichen an [18]), dessen Geschichte noch in frischem Andenken war, seine eigenen, ganz unsträflichen Absichten, Adelgundens Einwilligung, und den Umstand, daß er diese nie eigentlich geliebt, daß sie sich in einer zufriedenen Ehe immer mit seiner Achtung, mit den Rechten einer Mutter seiner Kinder begnügt hatte, ohne Ansprüche auf die schönen Gefühle seines Herzens zu machen, und daß sie also durch diese neue Theilung eigentlich nichts verliere, was sie vorher besessen. Elisabeth blieb unerschüttert. — Aber nun leitete ihn seine Liebe einen Weg, der sicherer zu ihrem Herzen führte. Er mahnte sie an jene Tage der Liebe und Seligkeit, wo sie unzertrennlich vereinigt, jede Freude, jeden Schmerz, jedes kleine Ereigniß getheilt hatten, wo sie sein Auge, sein Stab, sein Alles gewesen, wo er die Welt durch sie und um ihrentwillen wieder kennen und lieben gelernt hatte, an jene schönen Tage in Seusenburg, an jene noch seligeren ihrer Pilgerreise, wo sie ihm so oft geschworen, ihn nie zu verlassen, wo die

Vermuthung, daß sie ein Mädchen, daß ihre Empfindung für ihn etwas anderes als kindliche Zuneigung sey, ihn so unaussprechlich selig gemacht hatte. Er schilderte ihr seine Verzweiflung nach dem Tage ihrer Flucht, und mahnte sie an ihre Schwüre, an ihre Verheißungen.

Elisabeths Gefühl schmolz in wehmüthig süßer Rührung. Weinend lag sie in seinem Arme, stets noch überzeugt, daß sie nicht einwilligen dürfe, aber beynahe an ihrer Stärke verzweifelnd. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam; er hörte sie weinen, heftig drückte er sie an seine Brust: O wer auch weinen könnte, wie du! Mir ist die Wollust der Thränen mit den Augen geraubt! Diese Worte, diese Erinnerung an sein Unglück zerrissen Elisabeths Herz, und zernichteten ihre Kraft. Es schien ihr, als könnten ihr Wohlseyn, ihr Ruf, ja ihr Seelenfrieden in keinen Betracht kommen, wenn sie sein nächtliches Geschick erheitern, und mit dem Opfer ihres Daseyns sein Glück erkaufen könnte. Schon stieg das Bild eines ungetrennten Zusammenlebens glänzender vor ihren Blicken empor, schon schwanden die Hindernisse, die Mißverhältnisse aus ihrem Bewußtseyn, und die entzündete Phantasie mahlte die Folgen ihres Schrittes in schimmernden Farben. Sie sprang auf, sie hatte

von höchster Wichtigkeit, die euren sowohl als meinen Vortheil zum Zwecke hat, mich bewegen konnte, euch mit meinem Besuche beschwerlich zu fallen.

Elisabeth hatte von dieser ganzen Rede wenig verstanden. Adelgunde war schwarz gekleidet. Das waren zwar damahls viele vornehme Frauen; aber sie war auch schwarz verschleyert, ihr Gesicht trug Spuren eines tiefen Kummers. Der Gedanke: Hohenberg ist todt! Es ist seine Witwe, die vor dir steht! hatte ihre Brust krampfhaft ergriffen, und jede andere Besinnung verdrängt. Statt aller Antwort unterbrach sie sie mit zitternder Stimme, und mit der Frage, ob Graf Ludwig lebe? Sie sah einen bittern Ausdruck über der Gräfinn Gesicht gleiten: Er lebt, mein Fräulein, und ist vollkommen wohl! Nun fühlte sich Elisabeth erleichtert, und bath die Gräfinn, fortzufahren, nicht ohne geheimes Grauen vor dem, was sie hören sollte.

Adelgunde begann von der letzten Zusammenkunft ihres Gemahls mit Elisabeth. Sie erhob in zierlichen Ausdrücken die Standhaftigkeit und Klugheit, mit der sie einem solchen Sturme zu widerstehen, und sich würdig zu behaupten gewußt hatte. Sie berührte ihre eigene Einwilligung zu dem

sonderbaren Schritte ihres Gemahls auf eine Art, die Elisabeths Meinung davon ganz bestätigte, und ihr keinen Zweifel über der Gräfinn wahre Gesinnungen ließ. Sie fühlte alle mühsam geheilten Wunden ihres Herzens aufreißen, aber sie war stark genug, vor solchen Augen den Schmerz nicht zu zeigen, der in ihrem Innern wüthete. Ruhig hörte sie sie an, und sagte nur zuletzt, wohin das alles führen, und was das für ein Zweck seyn sollte, der ihnen beyden so vortheilhaft wäre? Nun erklärte ihr Adelgunde, daß Hohenberg durch ihre bestimmte Weigerung nichts weniger als von seinem Vorsatze abgeschreckt sey. „Er gibt euch nicht verloren, Fräulein, so lange nichts als euer Wille euch hindert, seine Wünsche zu erfüllen; er weiß, daß ihr ihn liebt, und er kennt die ganze Gewalt dieser Leidenschaft.“

Elisabeth fühlte die Bitterkeit wohl, die in diesen Worten lag; aber so gelassen wie vorhin, sagte sie: Und was glaubt ihr, edle Frau, daß zu thun wäre, um ihn zu überzeugen?

Adelgunde sah Elisabeth seltsam bey dieser Frage an; da diese aber nichts weiter hinzusetzte, fuhr sie nach einer Pause fort: Für's erste etwas, das seine Hoffnungen bestimmter niederschlagen müßte, als euer bisheriges Betragen. Gebt meinen Wor-

ken keine üble Deutung! Ich erkenne, wie ich soll, den Ernst und die Würde eures Benehmens gegen ihn; aber er weiß, daß die Trennung von ihm euch an den Rand des Grabes brachte, er weiß, daß ihr den Herrn von Merkenstein, einen würdigen reichen Freyer, ausgeschlagen habt, daß der biedere Jörger, dadurch verschüchtert, sich euch nicht zu nahen wagt. Könnt ihr wohl glauben, daß dieß seine Hoffnungen vermindert habe, daß er nicht damit umgehe, einen neuen, glücklichern Versuch zu wagen?

Hier überraschte Elisabethen ihr Gefühl. Die Erinnerung dessen, was sie gelitten, riß sie hin, und heftig auffahrend rief sie aus: O nur das nicht! Nur keinen neuen Versuch! Ich würde — sie hielt plötzlich inne, ihr Auge fiel auf Adelgunden, die mit gespannter Erwartung den forschenden Blick auf sie geheftet hielt. Gelassener fügte sie hinzu: Der erste hat mir beynahe das Leben gekostet; der zweyte würde sicher mein Tod seyn! - Adelgunde schwieg, und sah bitter lächelnd vor sich nieder. Sie glaubte anders in Elisabeths Herzen gelesen zu haben. Sie fand in der Heftigkeit, mit der sie vor einem neuen Kampfe zitterte, das Bekenntniß ihrer Schwäche, und die Leidenschaft

ihres Mannes für dieß Mädchen erschien ihr doppelt schrecklich.

Ich kann euch doch versichern, Fräulein, daß ihr nichts weniger als sicher davor seyd. Hohenberg ist in eurer Nähe, in Wien bey König Friedrich. Seine Geschäfte am Hofe könnten längst abgethan seyn. Warum er noch dort verweilt, indeß die Übernahme seiner Stammgüter ihn zu Hause unentbehrlich macht, brauche ich euch nicht zu erklären. Zwey Stunden Wegs trennen euch von ihm. Er ist sich dessen nur zu gut bewußt, was ihr für ihn gethan habt, was ihr zu thun entschlossen waret, wenn sein Schicksal sich nicht so unerwartet geändert hätte. Seine Kundschafter sind auf allen euern Wegen; und nun schließt selbst daraus, was wahrscheinlich erfolgen kann.

Elisabeth hörte mit schmerzlichen Empfindungen diese Rede an. Sie sah die Richtigkeit dieser Vermuthungen ein; und so kränkend mancher Ausdruck für sie war, konnte sie sich doch nicht bergen, daß alles, was die Gräfinn sagte, gegründet und nur zu wahrscheinlich war. Sie schwieg, und beyde blieben eine Weile, ohne zu sprechen, ohne sich anzusehen.

Und was versteht ihr denn, hob sie endlich an, unter den Schritten, die des Grafen Hoffnung

bestimmt niederschlagen könnten? Adelgunde hob den Blick empor und sah sie forschend und lange an. „Wir stehen auf eine sonderbare Art einander gegenüber; es ist kein Wunder, wenn uns Mißtrauen und Furcht jedes Wort der andern verdächtig machen. Darum ist es vor Allem nothwendig, uns gegenseitig zu überzeugen, daß wir jede nur unsern eigenen Vortheil befördern, indem wir die Wünsche der andern erfüllen. Wir lieben Einen Gegenstand. Heilige Bände, die, wie drückend sie auch seyn mögen, nie gelöset werden können, binden ihn an mich; aber ohne eure treue Liebe, ohne das, was ihr für ihn wagtet, würde ich ihn nie wieder gefunden haben. Ich danke ihn bloß euch, und so haben wir gleiche Rechte auf ihn. Das erkenne ich willig. Sein Glück ist unser beyder Zweck, in diesem Punkte sind wir sicher eins; das fühle ich an meiner Liebe für ihn, das erkenne ich aus eurem edlen Betragen. Könnt ihr nun ein Verhältniß ausdenken, in welchem diese beyden Rechte und Ansprüche befriedigt, und in dieser Befriedigung auch sein Glück, das uns lieber ist als das unsrige, fest und dauerhaft gegründet werden kann, so gebt mir es an, zeiget mir die Art und Weise, wie wir es erreichen können, und ich schwöre euch, so wahr ich

selig zu werden wünsche, ich will es annehmen, und mich in alles fügen. Gibt es aber keines, wie ich glaube, und ihr auch erkannt habt, so meine ich doch, es wäre das Beste, dadurch für seine häusliche und Gemüthsruhe zu sorgen, daß wir jene täuschenden Hoffnungen, deren Schwanken sein Inneres aufreibt, zu zerstören suchten. Wenn er einsehen wird, daß ihr unwiederbringlich für ihn verloren seyd, wenn jede weitere Hoffnung Thorheit ist, weil sich Hindernisse zwischen euch beyden erheben, die ihr, mein Fräulein, nicht n.. r übersteigen könnt, selbst wenn ihr wolltet, Hindernisse, die durch die Religion geheiligt wären, dann würde er eine kurze Zeit sehr leiden, aber sein starkes Gemüth, sein Verstand würden ihn bald wieder auf den wahren Weg zurück führen, er würde in seinen häuslichen Verhältnissen, wenn auch nicht selig, doch zufrieden leben, und diese Zufriedenheit wird euer Werk seyn."

Adelgunde schwieg. Elisabeth hatte sie durch kein Wort, keinen Blick unterbrochen, aber die Bewegung ihres Innern mahlte sich in ihren stets mehr erlöschenden Augen, auf ihren erbleichenden Wangen. Endlich stand sie auf, both der Gräfinn die Hand, und sagte: Ich habe euch verstanden. Daß ich eure Rechte anerkenne, hat euch mein Be-

tragen gezeigt, seit dem ersten Augenblicke, der uns zusammenbrachte. Ich habe gelernt, Opfer zu bringen, nur müssen sie mich allein betreffen. Ein anderes Wesen durch täuschende Vorspiegelungen unglücklich zu machen, um meine Pflicht gegen einen ältern Freund zu erfüllen, erlaubt mein Bewußtseyn mir nicht. Einen Stand zu ergreifen, der meiner Überzeugung widerspricht, kann ich um meines Seelenheils willen nicht. Übrigens seyd versichert, daß ihr in Kurzem keine Ursache mehr haben werdet, etwas von mir zu befürchten. Seyd glücklich, und macht glücklich! Bey diesen Worten, die sie mit gen Himmel gerichteten Augen aussprach, indem einzelne Thränen über ihre Wangen glitten, reichte sie Adelgunden noch einmahl die zitternde Hand. Diese stürzte stumm und tief bewegt an ihre Brust, dann rissen sie sich auseinander, und schieden.

Entschluß.

Als Elisabeth zuerst wieder im Stande war, über das Vorgefallene nachzudenken, erkannte sie die Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes, der sie unwiederbringlich von Hohenberg trenne. Der Schleyer oder eine Heirath lagen als unausweichbare Pfade vor ihr. Einer mußte betreten werden, und ihr graute vor jedem. Mit der Anstrengung aller ihrer Seelenkräfte suchte sie einen dritten zu ersinnen. Es fand sich keiner; denn wo sie hinfliehen, wo sie sich auch verbergen wollte, die Liebe, die sie in dieser Freystatt aufgefunden, würde es überall. Die Hoffnung war nicht benommen, da Ludwig die Stärke ihrer Neigung kannte. Ein paar Tage waren in fruchtlosem Nachsinnen vergangen, da schickte die Abtissinn zur ungewöhnlichen Stunde zu ihr, und ließ sie rufen. Elisabeth erschien. Mit strengem Angesichte und harten Ausdrücken kündigte sie ihr an, daß ihr Oheim Seusenburg,

der endlich ihren Aufenthalt erfahren, und so manches Vergehen, so manche strafbare Handlung an ihr zu rächen habe, als Haupt der Familie und als Vormünd auf ihrer Rückkehr, auf ihrer Auslieferung, wenn sie sich weigerte, bestehe, und allenfalls gerichtliche Hülfe gegen sie aufzurufen gesonnen wäre. Nur Ein Ausweg, setzte sie hinzu, bleibt dir offen. Bleib hier unter meinem Schutze, aber nicht in dieser Zwittergestalt, zwischen einer verliebten Abenteurerinn und einer Bewohnerinn eines heiligen Hauses! Gib deinen ehebrecherischen Liebeshandel auf, und suche unter dem heiligen Schleyer Verzeihung für deine Sünden von Gott, und vor der Welt die verlorne Ehre wieder zu erhalten! Elisabeths Entrüstung stieg mit jedem Worte ihrer Tante. Ein dunkles Roth, das ihre Wangen überzog, und ihr funkelndes Auge verkündigten, was in ihr vorging. Sie schwieg, nachdem die Äbtissinn zu reden aufgehört hatte, noch eine gute Weile. Diese fuhr endlich ungeduldig auf: Nun wie wirds? Magst du antworten?

„Es wundert mich, gnädige Frau, daß ihr so oft berührte Sachen wieder erwähnen mögt. Ich habe euch auf ähnliche Fragen immer dieselbe Antwort gegeben — ich kann den Schleyer nicht nehmen. Was meines Oheims Forderungen betrifft,

die ganz ungerecht sind, so gibt es ja doch noch in der Welt einen Richter über ihm und mir. König Friedrich, der meines Vaters Andenken achtet, und mir schon Proben seiner Huld gegeben hat, wird die Tochter des treuesten Anhängers seines Hauses nicht den Händen böswilliger Menschen überlassen.“

Bey diesen Worten neigte sie sich ehrerbiethig und wollte sich entfernen, aber die Abtissinn rief sie mit zornigem Tone zurück: Du willst mir trotzen, boshaftes Geschöpf! Trotze nur! Poche nur auf die Gunst des Königs! Du bist noch nicht in Wien, du hast den Weg zu seinem Throne noch nicht gefunden. Das Übrige wird sich schon geben. Jetzt geh' mir aus den Augen!

Elisabeth ging. Sie überlegte, was zu thun war. Nach einigem Nachdenken setzte sie sich hin, schrieb an den Kanzler des Königs, den sie wohl kannte, und schilderte ihm ihre Lage und ihr Anliegen nachdrücklich; dann gab sie den Brief einer Zofe, um ihn durch einen vertrauten Bothen sogleich nach Wien zu senden. Drey Tage vergingen, es kam keine Antwort. Da nahte sich ihr in der Dämmerung, wie sie nach der Vesper in ihr Zimmer gehen wollte, die alte Pförtnerinn des Klosters und flisterte ihr zu, sie möchte in einer Stun-

de, wenn es finster geworden, sich an einem bezeichneten Orte im Kreuzgange einfinden, weil sie ihr etwas zu sagen hätte. Das schien Elisabeth sonderbar. Hohenbergs Bild stellte sich ihr lebhaft dar, sie stand an, ob sie der Einladung folgen sollte. Das Alter, die strenge Gesinnung der Klosterfrau bürgten ihr für die Unsträflichkeit ihrer Absichten, und sie fand sich an dem bestimmten Orte ein. Nach einer langen Einleitung, und nachdem Elisabeth ihr heilig hatte versprechen müssen, gegen niemanden, am wenigsten gegen die Abtissinn sich auch nur von fern etwas merken zu lassen, entdeckte sie ihr, daß ihre Zofe den Brief, den sie nach Wien hätte senden sollen, vorgestern der Frau Abtissinn eingehändigt habe, daß sie, die Pförtnerinn, es zufälliger Weise gesehen, aber seitdem keine Möglichkeit gefunden habe, Elisabeth unbemerkt zu sprechen. Elisabeth fühlte sich empört, allein sie äußerte nur ihren Dank für die Warnung, bath die gute Alte, ferner ihre gute Freundinn zu bleiben, und ging auf ihr Zimmer, wo sie nun mit Ernst darauf sann, sich den Ränken ihrer Tante und der Gewalt ihres Oheims zu entziehen. Seit Hohenbergs Anwesenheit im Kloster hatte das strenge Geboth der Abtissinn ihr jeden Besuch eines Fremden anzunehmen untersagt;

jene Dirne, die die Zusammenkunft im Walde vermittelt, hatte sie nach ihrer Genesung selbst verabschiedet; die, welche sie jetzt bedienten, standen, ohne daß es Elisabeth ahnete, im Solde der Äbtissinn, und waren erkauft, ihr jedes Wort, jede Handlung ihrer Nichte zu hinterbringen. So kam auch der Brief in ihre Hände, und es war daher nicht leicht, diesen Schlingen zu entgehen.

Doch schon am folgenden Tage both sich ihrem Geiste ein anständiges und sicheres Mittel dar. Man rief sie zur Äbtissinn, weil Besuch da war. Herr Helmhard von Jörger war mit einem seiner Nachbarn gekommen, der ein Geschäft mit dem Kloster zu schlichten, und sich Jörgers Fürsprache ausgebethen hatte. Das Geschäft war beynahe abgethan, aber es mußten Schriften durchsehen und unterzeichnet werden. Die Äbtissinn ging mit dem Fremden und dem Pfleger des Klosters in ein Seitenzimmer. Elisabeth sollte Jörgern Gesellschaft leisten. Sie sah sich nicht so bald mit diesem rechtschaffenen Manne allein, als sie beschloß, die Gelegenheit, die ihr der Himmel darzubiethen schien, alsogleich zu benützen, sich ihm zu entdecken, und ihn um seine Verwendung für ihre Freyheit am Hofe des Königs zu bitten. Jörger hörte ihr mit Wohlgefallen und Freude zu; die ruhige Klarheit ihrer

Ansichten, die schöne Gelassenheit ihres Vortrags, so fern von allen Klagen, daß sie vielmehr eine fremde Geschichte, als ihr eigenes Geschick zu erzählen schien, regten seine alte Neigung zu ihr, die bis jetzt nur der gebiethenden Vernunft gewichen war, sichtbar auf. Eine lebhafte Theilnahme mahlte sich in seinen Zügen, mit Heftigkeit ergriff er, als sie geendet hatte, ihre Hand, und versprach ihr in Ausdrücken, die sie tief in den Grund seines Herzens blicken ließen, alles für sie zu thun, was in seiner Macht stände. Die achtungsvolle Dankbarkeit, der stille Ernst, mit welchem Elisabeth sein Anerbiethen annahm, schlugen die Lebhaftigkeit seiner Äußerungen in etwas nieder, und um so besser gelang es nun beyden, sich über die zweckmäßigsten Schritte zur Erreichung ihrer Absicht zu berathen. Jörger fand es für gut, auch mit Friedrichs Gemahlinn, der Prinzessinn Elisabeth von Arragonien, besonders zu sprechen, und diese Fürstinn, deren mildes Gemüth, so wie ihre gnädige Gesinnung gegen ihn selbst, ihm bekannt war, für seine Freundinn zu interessiren. Jetzt trat die Abtissinn ein, Jörger hatte nur so viel Zeit, Elisabeth zuzuflistern, daß er morgen sogleich nach Wien reiten werde, und die Unterredung verlor sich in ein allgemeines Gespräch.

Etwas ruhiger sah nun Elisabeth den kommenden Ereignissen entgegen; es gab ihr ein angenehmes Gefühl, auf einen verläßlichen treuen Freund rechnen zu können, und wenn bey einem jüngern Manne die Äußerungen einer lebhaften Neigung, die sie nicht zu erwiedern im Stande war, sie beunruhigt haben würden, so nahmen Jörgers Jahre und Charakter diese Sorge großen Theils von ihrem Herzen. Einige Tage darnach nahte sich ihr die Pförtnerinn auf dieselbe geheimnißvolle Art, wie das erste Mahl, und steckte ihr einen Brief zu, den ein Reisiger, der schon seit zwey Tagen um das Kloster herum geschlichen war, ihr eingehändigt hatte. Der Brief war aus Scharnstein. Bebend, zweifelnd hielt sie ihn eine Weile in der Hand. Erst nachdem sie sich gefaßt und alle ihre Kraft zu Hülfe gerufen hatte, öffnete sie ihn. Der Burgkapellan hatte ihn geschrieben, im Nahmen seiner Gebietherinn, der Brief war von Adelgunden. Graf Ludwig hatte ihren Besuch bey Elisabeth erfahren. Ihm ahnete nichts Gutes von dieser Zusammenkunft, und schnell beschloß er auszuführen, was er lange im Stillen vorbereitet hatte, sich Elisabeth wieder zu nähern, sie zu sprechen, und, wenn es ihm nicht gelänge, durch Bitten das Ziel seiner heißen Wünsche, ihre Einwilligung zu erhalten, sie mit Ge-

walt zu entführen, fest überzeugt, daß, wenn sie einmahl in seiner Macht, wenn sie beständig um ihn seyn, und vor ihrem Bewußtseyn die Entschuldigung des Zwanges haben würde, sich vieles leicht und freundlich lösen werde. Bald in eigener, bald in verstellter Tracht war er näher und ferner um das Kloster herum geirrt, und hatte unzählige Versuche gemacht, sie zu sprechen, oder auf einem Spaziergange, wie einst, zu überraschen. Alle waren, nicht durch Elisabeths Willen, die nichts davon ahnete, sondern durch die Späher und Wächter, welche die Abtissinn um sie unterhielt, zum Theil auch dadurch vereitelt worden, daß Elisabeth, jeder Freude entfremdet, den Umfang der Klostermauern seit ihrer Genesung nicht mehr verlassen hatte. Der Klostergarten mit seinen Tannen und Eichen, von hohen Mauern und höheren Felsen umgeben, war der einzige Ort, an welchem sie der freyen Luft genoß. Das wußte Hohenberg nicht. Er hielt die Zerstörung aller seiner Plane, aller kühn ersonnenen Anschläge für eine Wirkung von Elisabeths unerbittlicher Strenge, und da er die ganze Tiefe ihres Gefühls kannte, da er wußte, daß er geliebt ward wie wenig Männer, so sah er in dieser erneuerten Entschlossenheit nichts als die Folgen jener Unterredung mit seiner Frau. Seine

Leidenschaft, durch so viele Hindernisse entflammt, war nun entschlossen, alle Schranken zu durchbrechen. Die vorige Achtung gegen Adelgunden verwandelte sich in Abneigung, und so hatte er ihr angekündigt, daß er nicht mehr länger an einem Orte mit ihr wohnen könne, und daß sie sich eine seiner Burgen zu ihrem künftigen Aufenthalte wählen sollte.

Adelgundens Brief enthielt von diesen Begebenheiten das, was sie wissen konnte; das Übrige hatte sich Elisabeth, die nun durch die Pförtnerinn mit ihrer eigenen Lage im Kloster bekannt worden war, leicht hinzu gedacht, und wenn auf der einen Seite der Schmerz ihres Freundes sie tief bekümmerte, so konnte sie auf der andern der unglücklichen Gattinn ihr volles Mitleid nicht versagen. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam, ohne daß sie wußte, wen sie aus allen Dreyen am meisten beweine. Nach langer Zeit, als sie zu versiegen anfingen, warf sie sich vor dem Altar in ihrem Zimmer nieder, und flehte zu Gott um Kraft, das Einzige thun zu können, was hier Noth war, was allein noch des Freundes Bewußtseyn und ihren innern Frieden retten konnte. Sie war kaum vom Gebethe aufgestanden, als man ihr Herrn Jörger meldete, der mit Erlaubniß der Abtissinn sie zu sprechen verlangte. Ein geheimer Schauder durch-

lief sie! bey diesem seltsamen Zusammentreffen, bey dem Gedanken an das, was nun unmittelbar gethan werden sollte, und ein hohes Roth überzog ihre Wangen. Jörger trat ein. Sein Gesicht verkündete nicht viel Gutes, Elisabeth las mit vorahnendem Geist die abschlägige Antwort des Kaisers darauf. Es war nicht ganz so, aber nicht viel besser.

Sie setzten sich. Mit einiger Verlegenheit, und einer Schonung, wie sie kaum sie von dem rauhen Krieger erwartet hatte, berichtete er ihr, daß der König nicht in Wien, sondern nach Ungarn gereiset sey, um Hülfsvölker gegen Ludwig von Baiern zu werben. Die Königinn empfing ihn freundlich, sie hörte ihn mit Theilnahme an, sie ging gütig in die Lage der unglücklichen Elisabeth ein; aber sie erklärte, daß es ihr unmöglich sey, in einem Zeitpunkte sich für sie zu verwenden, und sie öffentlich gegen ihre Verwandten in ihren fürstlichen Schutz zu nehmen, wo Graf Hohenberg zum Ärgerniß der ganzen Welt damit umginge, sich von seiner rechtmäßigen Gemahlinn zu scheiden, und wo die ganze Welt Fräulein Elisabeth als die einzige Ursache dieses auffallenden Schrittes nannte.

Elisabeth nahm schweigend und ohne merkliche Erschütterung diese neue Härte ihres Geschickes

auf. In der Bewegung, in welcher ihr Gemüth sich seit dem Empfange jenes Briefes befand, und die durch die Äußerungen der Königinn noch vermehrt wurde, schien diese Vereitelung ihrer Hoffnungen ihr geringfügig. Viel tiefere, viel lebhaftere Sorgen beklemmten ihr Herz. Da hob Herr Jörger von Neuem an: So stehen nun die Sachen, mein Fräulein, und ihr habt weder von dem Kaiser Schutz, noch von euren Verwandten Schonung zu erwarten. Eure Base wird in euch dringen, den Schleyer anzunehmen, und wenn ihr euch standhaft weigert, euch eurem Oheim übergeben. Wie es euch bey diesem ergehen wird und kann, wißt ihr selbst. In dieser Lage höret nun auch den Rath und das Anerbiethen eines treuen, euch ganz ergebenen Freundes, und legt mir nicht unrecht aus, was ich aus Mangel schicklicher Worte vielleicht nicht so vorbringen kann, wie es mein redliches Herz wünscht! Es kommt, wie mich dünkt, alles darauf an, einen anständigen und sicheren Zufluchtsort zu finden, wo ihr frey nach eurem Gefallen leben könnt, ohne von den Forderungen eures Oheims beunruhigt zu werden. Einen solchen Ort wüßte ich euch nun, wenn ihr ihn nicht verschmähet. Ich habe eine Schwester, sie ist Witwe, und wohnt auf ihrem Witthume, zwey Stunden

von Hohenberg, seitwärts gegen das Land hinaus. Es ist eine gute, fromme und verständige Frau, die euch mit Freuden aufnehmen und mütterlich lieben wird; denn, liebes Fräulein — zürnt mir nicht wegen dessen, was ich jetzt sagen werde! — sie liebt mich herzlich, sie weiß, wie sehr ich euch verehre, und welche Freude sie ihrem Bruder macht, wenn sie sich eurer annimmt. Dorthin nun will ich euch geleiten, liebes Fräulein, wenn es euch ansteht; dort könnt ihr vor jeder Nachstellung sicher seyn. Mit Gutem gibt euch meine Schwester nicht heraus, und gegen Gewalt bin ich im Stande, euch zu vertheidigen. Ja, liebes Fräulein, fuhr er fort, indem er aufstand, Elisabeths Hand ergriff und an seine Brust drückte, seine Augen von kriegerischem Muthe blitzten, und eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog: Ich werde euch vertheidigen, wenn es nöthig ist und ihr es erlaubt, so lange ich ein Schwert führen kann, so lange ein Blutstropfen in mir ist. Das schwöre ich euch, und so seyd ganz unbesorgt.

Elisabeth sah ihn an. Sie sah den Ausdruck eines edlen muthvollen Herzens in diesen Zügen, die nichts weniger als unangenehm waren, sie sah die warme Neigung des redlichen Mannes gegen sie, die er so lange zurück gehalten, dem Hervor-

brechen nahe, und eine leise Stimme flüsterte ihr zu, daß das, was geschehen müsse, zu keiner bessern Stunde geschehen könne. Ihr Herz floß von Dankgefühl gegen seine Liebe über, und so zog sie seine Hand mit der ihrigen freundlich an sich, drückte einen leichten Kuß kindlicher Zuneigung darauf, und wollte sich weiter erklären, als Jörger überrascht, überwältigt, ihr zu Füßen stürzte und ohne Wort — denn die heftige Bewegung hemmte jeden Laut — eine unwiderstehliche Leidenschaft bekannte. Ihre Thränen fingen an zu fließen; achtungsvoll, gerührt hob sie den verehrten Freund auf, und bath ihn, sie ruhig anzuhören, weil sie ihm noch etwas Wichtiges anzuvertrauen habe.

Er setzte sich zu ihr, er wagte es, seinen Arm um ihren schlanken Leib zu schlagen; sie duldete es, ohne sein Entzücken zu theilen, und fing nun an, ihm mit Besonnenheit und Zartheit die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Hohenberg, ihre Flucht, ihre Trennung, seine letzten Versuche, ihre Vorsätze, Adelgundens Brief, kurz, alles zu erzählen, was bis zu dieser Stunde vorgegangen war. Dann schloß sie also: Ich erkenne die Nothwendigkeit, durch einen entscheidenden Schritt Hohenbergs Hoffnungen auf einmahl zu vernichten.

Er muß wissen, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, seine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn ich wollte. Hierzu ist nächst dem Schleyer, den ich verabscheue, kein anderes Mittel, als eine Heirath. Mein Herz ist nicht frey, ich gestehe es; aber ich habe Willen, Muth und Kraft, eine Leidenschaft, die ich als sündlich erkenne, zu bekämpfen, und ich hoffe sie zu besiegen. Euch, Herr Ritter, schätze ich nach meinem Vater und Graf Hohenberg, unter allen Männern, die ich je gekannt habe, am meisten; ihr wollt mir wohl, ihr habt mir ein edles Anerbiethen gethan, wofür mein Herz euch ewig, ewig verpflichtet seyn wird, selbst, wenn ihr mein jetziges Verlangen nicht erfüllen könnt oder wollt. Könnt ihr euch aber entschließen, die Hand einer Person anzunehmen, die frey bekennt, daß noch zur Stunde ein anderes Bild, als das eurige, in ihrem Herzen lebt, könnt ihr für eure häusliche Zufriedenheit euch mit den Gefühlen der innigsten Achtung, der Dankbarkeit und mit dem redlichen Streben eines treuen Gemüthes begnügen, das sich eurer Güte stets würdiger zu machen suchen wird, so nehmt mich zu eurer Gemahlinn an, und ich schwöre euch zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich meine Pflichten getreu erfüllen werde.

Helmhard hatte Elisabeths Rede mit immer steigender Bewegung angehört; den Schluß ließ er sie nicht vollenden. Außer sich vor Liebe und Entzücken schlang er beyde Arme heftig um sie, drückte sie an seine Brust, und war nicht vermögend, ihr durch Worte sein Glück auszudrücken; aber er zog einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihr denselben an die Hand, und, als er sich ein wenig gefaßt hatte, als er sie, die vor inniger Rührung weinend vor ihm saß, lange und sehnsüchtig betrachtet hatte, hob er an: Fräulein! Fräulein! Ihr habt heute einen sehr glücklichen Menschen aus einem sehr unglücklichen gemacht. Ich habe euch lange geliebt, aber euer Betragen hat meinen Wünschen ein strenges Stillschweigen auferlegt. Was ihr jetzt an mir gethan habt, habe ich nie zu denken, viel weniger zu hoffen gewagt. Ja, ich nehme euch zu meiner Gemahlinn, mit Freuden, mit Dank gegen Gott und euch. Ich kenne euer Herz und verlange nichts mehr von euch, als was ihr mir geben könnt. Bin ich doch schon durch den Besitz der frömmsten, klügsten, schönsten Jungfrau glücklich genug. Seyd mein gutes Weib, meine treue Ehewirthinn! Das Übrige wird sich geben. Und nun schloß er sie von Neuem ruhiger in die Arme, und drückte einen ehrerbie-

tigen Kuß auf ihre Lippen. Hierauf nahm auch sie einen schönen Juwel, ein Andenken ihrer Mutter, vom Finger, überreichte ihn dem Ritter, und die Verlobung war geschehen.

Elisabeth ging noch denselben Abend zu ihrer Base, und meldete ihr die Veränderung ihres Schicksals. Die Äbtissinn war erstaunt, halb zornig, halb beschämt; indessen konnte sie nichts einwenden. Was ihr für Merkenstein recht geschienen hatte, konnte sie an Jörgern nicht tadeln, und so gab sie ihre Einwilligung, und versprach an den Oheim schreiben zu lassen, und sich für die seinige zu verwenden. Am zweyten Tage hielt Herr Jörger in größter Pracht, von seinen Vasallen, Edelknappen, Reisigen und eigenen Leuten begleitet, seinen Einzug im Vorhofe des Klosters, um feyerlich um seine Braut zu werben. Elisabeth mußte sich gestehen, wie er in der goldschimmernden Rüstung von dem stolzen Pferde sprang, daß ihre Wahl, auch was das Äußerliche betraf, von jedermann gebilligt werden müsse. Die Äbtissinn nahm ihn achtungsvoll auf, sie ließ sogleich nach Seusenburg schreiben, und der Oheim konnte seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung nicht versagen. Dann eilte Herr Jörger nach Wien, und meldete es seiner Gönnerinn, der Königinn,

die hocherfreut über diese Lösung des verwirrten Knotens ihn gnädig einlud, das Beylager an ihrem Hofe zu feyern. Hierein wollte Elisabeth nicht willigen. Sie zog es vor, auf dem schönen, einsamen Schlosse, wo Jörger zu hausen pflegte, mit einigen Verwandten ihres Gemahls ein stilles, frommes Fest zu begehen. Dann aber folgte sie ihrem Herrn willig, der sie mit aller Pracht, die seiner Frau und einer reichen Erbinn des Hauses Haslau ziemte, am Hofe seines Lehnsherrn einführte.

Klosterzucht.

So war nun beyden Freundinnen ein verhängnißreiches Jahr vergangen, seit sie sich getrennt, und, wenig von dem ahnend, was ihnen bevorstand, in ihren Herzen die Hoffnung künftiger Vereinigung genährt hatten. Sie hatte der Strudel der Welt ergriffen und weit auseinander getragen, indeß Herrmann einsam in dem düstern Kloster und dem verlassenen Thale zurück geblieben war, wo einst alle seine Freude wohnte, und jetzt nichts als Trauer und Abgeschiedenheit seiner warteten.

Sein Verschwinden aus der Bibliothek, wo ihm der Abt die langwierige Arbeit aufgetragen hatte, war zuerst bemerkt, und er vergebens gesucht worden. Die Aussage eines Klosterknechts, der ihn mit halsbrechender Kühnheit über die Mauer in den Thurm, wo die Rüstkammer war, hatte klettern sehen, und nun, als er hörte, daß

man den Novizen schon seit drey Stunden suche, erzählte, was geschehen war, endlich seine späte Zurückkunft in weltlicher Tracht, sein triefendes Klostergewand — alles erregte den höchsten Unwillen und Verdacht noch weit größerer Verbrechen. Er ward vorgerufen und mit kränkenden Ausdrücken zur Rede gestellt. Im nach Hause Gehen hatte er über die Vorfälle des Tages, über sein Betragen nachgedacht, und sich entschlossen, freymüthig alles zu bekennen, da er sich keiner unrechten Absicht bewußt war. Als man ihn aber noch ungehört als einen Verbrecher behandelte, und seine Antworten auf die ersten Fragen mit entehrenden Zweifeln aufnahm, da verhärtete sich sein Sinn; er beschloß gar nichts mehr zu sagen, und blieb nun ganz stumm bey allen Vorwürfen, Fragen und Drohungen des Abtes und Priors. Diese unerhörte Verstocktheit erbitterte seine Richter so sehr, daß sie beschlossen, seinen Eigensinn in den Gefängnissen des Klosters zu brechen. Man kündete es ihm an; er schauderte, aber schwieg, und ließ sich in das feuchte dunkle Gewölbe führen, ohne einen Laut der Klage, ohne eine Bitte um Schonung. Nun gingen der Prior und ein paar alte Mönche auf Nachforschungen aus; es war nicht schwer, seine Spur an dem Tage, wo er Agnesen zum letz-

ten Mahl gesehen, zu verfolgen. Der Bericht des Knechtes, die Erzählung des Fischers an der Traisen, Frau Mechthilds Beobachtungen gaben endlich ein Ganzes, das die Mönche mit Entsetzen erfüllte, und ihnen doppelte Strenge und Wachsamkeit gegen den trotzigen Jüngling zur Pflicht zu machen schien. Der Prior ging zu ihm in das Gefängniß, wo er drey Tage bey der dürftigen Kost eines Gefangenen, umgeben von Nacht, Einsamkeit und Grabesluft, ohne ein Zeichen der Ungeduld oder der Reue, zugebracht hatte. Er hielt ihm seine Vergehungen, seine sündliche irdische Liebe vor, und suchte ihm durch Androhung zeitlicher und ewiger Strafen Angst und Reue einzuflößen. Herrmann schwieg. Als der Prior geendet hatte, sah er ihn lange an, dann sagte er: Da ihr schon alles wißt, hochwürdiger Herr, so habe ich euch nichts weiteres zu sagen. Was ich gethan habe, kam mir recht vor, und scheint mir noch so; ihr seht es anders an, und ich biu in eurer Gewalt. Thut mit mir, was ihr wollt und was ihr könnt! Bey diesem Wort schoß er einen funkelnden Blick auf den Prior, und seine drohende Stellung, der Blitz seines dunklen Auges erschreckten den Mönch, daß er zurück fuhr. Ein mitleidiges Lächeln, das unwillkürlich um Herrmanns Lippen zuckte, erbit-

kerte den Prior bis zur Wuth. Er verließ den Gefangenen unter Drohungen, und mit dem Vorsatze sich zu rächen.

Pater Hugo hatte das Schicksal seines Lieblings vernommen. Eine leise Anfrage, ob er ihn sprechen könne, wurde bestimmt abgeschlagen. Ein Tag um den andern ging hin, er erkundigte sich fleißig und hörte, daß der Jüngling seine harte Strafe immer mit gleicher Standhaftigkeit ertrüge. Jetzt regte die Erscheinung der Königinn das Kloster und das Thal zu ungewohntem Leben auf. Alles lief durcheinander, alles war mit Anstalten zur Bewirthung der zahlreichen Gäste beschäftigt. Hugo erwartete von dieser veränderten Richtung der Gemüther etwas Günstiges für Herrmann. Er kannte den Abt, und rechnete darauf, daß der Eindruck des Unwillens einem neuen von fröhlicherer Art hatte weichen müssen. Indessen wurde Agnesens Schicksal entschieden, und sein Herz, das Herrmanns Gefühle besser als dieser selbst verstand, trauerte bey dem Gedanken an die Wirkung, die diese Nachricht auf ihn haben würde. Alles, was er thun konnte, war, zu verhindern, daß er sie nicht unvorbereitet und von niemand anderm als ihm selbst erführe, und er erhielt es unter einem klugen Vorwande vom Prior, daß er ihm die Mit-

theilung dieser Nachricht überließ, wenn Herrmann einst wieder frey seyn würde.

So war denn, während dieser in den düstern Verließen des Klosters sein Schicksal erwartete, vielleicht über seinem Haupte das seiner Agnes entschieden worden. Sie hatte über ihm gewandelt, ihre Thränen waren um ihn in dieser Nähe geflossen, und sie war schon geschieden, schon weit, weit von ihm entfernt, ohne daß er von Allem dem nur das Mindeste ahnete.

Als das Stift nach dem Abzuge der Königinn und ihres Gefolges wieder still geworden war, wendete sich der Sinn des Abtes und Priors zu ihrem Gefangenen, den sie während der Tage voll Zerstreuungen beynahe vergessen hatten. Daß Agnes entfernt, und so der wichtigste Anstoß aus dem Wege geräumt war, hatte den Abt milder gegen ihn gestimmt, so wie eine Art von Schadenfreude darüber dem Prior das Gefühl gesättigter Rachgier gab, und seinen Haß minderte. Jetzt näherte sich Pater Hugo dem Abte, der ihn immer mit Achtung behandelt hatte; er versuchte es, für Herrmann zu sprechen, sein Vergehen als eine jugendliche Übereilung, seinen Trotz als ein mißverstandenes Selbstgefühl darzustellen, und der Abt schien diese Ansicht aufzufassen, besonders da ihm, wenn

er nicht zu den äußersten Mitteln schreiten wollte, bey einem Charakter, wie Herrmann ihn zeigte, nichts anders zu thun übrig blieb. Er wurde gerufen, und ihm angekündigt, daß, wenn er Besserung versprechen und sein Versprechen halten wollte, er diese Strafe als eine gnädige Zurechtweisung ansehen, und sich für die Zukunft zur Warnung sollte dienen lassen. Ungerührt von dieser Gnade, wie vorhin von seiner Strafe, nahm er mit wenig Worten die Verzeihung des Abtes an, und eilte in Pater Hugo's Arme, um von dort — denn schon dämmerte der Abend — an die Gartenhecke zu Agnes zu fliegen.

Auch in ihm war seit jenen Stunden, wo Agnes ihn weinend in ihren Armen hielt, wo sie mit Entzücken sein Wiedererwachen feyerte, wo er mit ihr vor der Fischerhütte saß, und das liebliche Geschöpf an seine Brust gedrückt hatte, vieles, vieles anders geworden. Während seiner Gefangenschaft hatten jene Bilder ihm freundlich Gesellschaft geleistet, und ein Chaos von Wünschen, Vorstellungen und Zweifeln, wie er sie in der ruhigen Beschränktheit seines vorigen Lebens nie gekannt hatte, drängte sich in seiner Brust, in seinem Kopfe. Bey seinem väterlichen Freunde wollte er nun Rath und Beruhigung der Stürme finden, die sein Inneres auf-

regten, Hugo's milde Weisheit sollte seine verwirrten Ideen ordnen, sollte ihm den Weg aus dem Labyrinthe zeigen, aus dem sein Geist allein sich nicht zu finden wußte. So flog er in seine Zelle. Schon der erste Empfang schlug seine stolzen Erwartungen nieder. Hugo nahm seine heftige Freude mit stillem Ernste auf, er hieß ihn seine stürmische Bewegung mäßigen, und ging sein ganzes Betragen mit strengem, aber gerechten Tadel durch. Wie manches erschien nun in einem ganz andern Lichte, als es die feurige Einbildungskraft des Jünglings gesehen hatte! Sein Entweichen von der anbefohlenen Pflicht, der Raub in der Rüstkammer, der Zweykampf, der nichts als eine Wirkung der Rachbegier war, endlich der selbstmörderische Entschluß, ein Leben, das seine Leidenschaften ihm unerträglich gemacht hatten, in den Fluthen zu enden! Offen, bis auf die geheimsten Falten lag des Jünglings Herz vor dem unbestechlichen Blicke des Greisen, er zeigte ihm jede verborgene Tiefe desselben, er streifte seinen Entschlüssen das schimmernde Gewand ab, das ihnen Eigenliebe geliehen hatte, und enthüllte die finstern Bewegungen selbstsüchtiger Triebe, die die Jugend nur zu gern für Aufwallungen edler Gefühle hält, Herrmann stand beschämt, zerknirscht

vor dem Greise; endlich stürzte er ihm zu Füßen, und von Reue durchdrungen, klagte er sich strenger und unerbittlicher, als Hugo selbst, seiner Vergehungen an, und bath zuletzt um Erlassung seiner Schuld. Hugo ertheilte sie ihm mit feyerlicher Würde, dann hob er ihn liebreich auf, hieß ihn neben sich setzen, und bereitete ihn nun in einem ernsten Gespräche zu der Nachricht vor, die er ihm zu geben hatte. Er hatte des Jünglings Herz durch die vorhergegangene Erschütterung, durch das nachfolgende Gespräch zur Ergebung und stillen Geduld bereit geglaubt, aber er hatte geirrt. Herrmann blieb stumm und unbeweglich ihm gegenüber sitzen, seine Augen erloschen, eine tödtliche Bläße überzog sein Gesicht. Hugo sprang auf, er faßte ihn in seinen Arm. Herrmann sank nicht; aber kein Fragen, kein Zureden vermochte ihn aus dieser Starrsucht zu wecken, die jeden Laut, jede Bewegung gefangen hielt. Nur erst nach langer Zeit kehrte wieder Leben in die erstarrten Glieder, er wendete sein Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf Hugo, seine Lippen bewegten sich, als wollte er sprechen, und endlich nach mancher Anstrengung kamen dumpf und leise die Worte hervor: Agnes ist fort?

Hugo erzählte nun, langsam, umständlich. Er

sah alle Leidenschaften kämpfend und wechselnd sich in des Jünglings Zügen mahlen; aber kein Laut unterbrach den langen Bericht. Als er geendet war, stand Herrmann auf. Hugo sah die Gewalt, mit der er das Zittern seines ganzen Körpers zu beherrschen strebte. „Lebt wohl, mein Vater! Habt Dank für eure Liebe!“ Er ergriff des Greisen Hand mit eiskalten Fingern. Wo willst du hin, Herrmann? rief dieser: Du darfst nicht fort, in diesem Zustande nicht! „Laßt mich, mein Vater! Erlaubt, daß ich gehe! In der Einsamkeit wird mir leichter werden.“ Der Greis suchte ihn zum Bleiben zu bereden. Als er sah; daß des Jünglings Spannung sich mit jedem Augenblick vermehre, entließ er ihn endlich, aber er nahm sich vor, ihm nachzugehen, ihn zu beobachten; denn sein Zustand, die Macht seiner Leidenschaft, die er nicht so bedeutend geglaubt hatte, erfüllten sein Herz mit Besorgniß.

Herrmann ging mit langsamen ungewissen Schritten dem Kreuzgang zu. Es war Abend geworden. Ein dämmernder Schein fiel durch die bunten Scheiben in das lange düstre Gewölbe. Seine Schritte widerhallten an den Wänden, beynahe jeder derselben berührte einen Grabstein über der Schlafstätte eines vorangegangenen Bru-

ders, der Herbstwind sausete kalt und feucht durch die Fliedersträuche im Klostergarten, und bewegte sie rauschend an den Fenstern. Eine tiefe unendliche Trauer schien in diesem nächtlichen Aufenthalt zu wohnen. Herrmann ging immer vorwärts, bis wo einige Stufen rechter Hand in die düstre Capitelstube hinabführen. Da stieg er hinunter. Ein Mondstrahl, der in dem Augenblicke durch die zerrissenen Wolken fiel, leuchtete ihm an den Altar in der Tiefe. Hier, wo so viele ernste unwiderrufliche Gelübde abgelegt, so manches schauderhafte Urtheil gesprochen worden war, wo auch er in kurzem den Eid ablegen sollte, der alle die Empfindungen, die jetzt seine Brust erfüllten, verdammen und verbannen mußte, hier sank seine erschöpfte Kraft zusammen, er gleitete am Altar nieder, den Kopf auf den kalten Marmor gestützt, ohne Regung, ohne Zeichen des Lebens, ohne zu wissen, daß der besorgte Greis schon lange hinter ihm stand, und ihn mit steigender Angst betrachtete. Endlich trat dieser zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und nannte seinen Nahmen. Herrmann antwortete nicht. Er rief noch ein Mahl, er hob des Jünglings gesunkenes Haupt empor; bewußtlos sank er in seinen Arm. Hugo erschrack. Der Mondstrahl beleuchtete die düstere Scene,

des Jünglings edle Gestalt, der im schneeweißen Novizenkleide, ohne Bewegung, mit geschlossenen Augen in den Armen des über ihn gebeugten besorgten Greisen lag. Angstvoll sah sich Hugo nach Hülfe um, da führte ein glücklicher Zufall den Layenbruder, der die Lampe im Kreuzgange anzuzünden hatte, an der Capitelstube vorbey; mit seinem Beystande wurde Herrmann auf sein Lager gebracht, wo er bald zur Besinnung zurückkehrte. Er richtete sich empor, er errieth, was geschehen war, und dankte gerührt dem väterlichen Freunde.

Agnesens Nahmen nannte er nicht mehr, aber er bemühte sich, seine klösterlichen Geschäfte und Pflichten mit der größten Pünktlichkeit zu erfüllen. Er war der erste des Morgens auf, um die Brüder zu wecken, der letzte des Abends, der seine Lampe löschte. Der Abt und der Prior sahen diese Veränderung mit Vergnügen, und wünschten sich Glück, daß ihre Strenge so gute Folgen gehabt hatte. Seit dem Abende, an dem er Agnesen das letzte Mahl gesehen, hatte er den Umfang der Klostermauer nicht mehr verlassen; ein paar Aufträge, die ihn an der Traisen hinauf gegen Mechthilds Wohnung geführt hätten, wußte er geschickt abzulehnen. Dem Frauenaltare, wo ihr Bethstuhl war, wich er mit sichtlicher Angst aus; wenn sie Mor-

gens in die Messe kam, ließ er sich nie in der Kirche sehen, und übernahm manches beschwerliche Geschäft für seine Gefährten, um vom Frühgottesdienste befreyt zu seyn. Auch den Garten, besonders die Blumenbeete, wo er so viele Sträußchen für Agnes gepflückt hatte, betrat er äußerst selten, und wenn er es nicht vermeiden konnte, verrieth die innere Bewegung sich in seinen Zügen. Niemand bemerkte das, als Hugo allein, der den geliebten Jüngling mit väterlicher Zuneigung beobachtete; und er beschloß, ihn bestimmter auszuforschen. In einem ihrer Gespräche erwähnte er, wie zufällig, der schönen Vergangenheit, der frühern Jugendjahre Herrmanns und seines kindlichen Verhältnisses zu Agnes. Da fuhr ein Blitzstrahl aus des Jünglings düstern Augen, ein hohes Roth überzog sein Gesicht, und wich eben so schnell einer Bläße. Seine Lippen zitterten, ein Schauer schien ihn zu durchbeben. Er schwieg eine Zeit lang, dann ergriff er des Greisen Hand, preßte sie an seine Brust, und, indem eine Thräne sein Auge schwellte, sagte er: Mein Vater! — Mein Vater! — Wenn ihr mich liebt — nichts mehr von solchen Gegenständen! Er ließ seine Hand los und entfloh, und vermied lange Zeit, sich mit dem Greise allein zu finden.

Von Tag zu Tage wurde Herrmann nun immer stiller, verschlossener, pünctlicher in seinen Pflichten, und strenger gegen sich selbst. Sein feuriges Auge erlosch, eine kranke Bläße überzog seine tieferen Züge, sein rascher Gang wurde langsam. Manche von den ältern Mönchen, die in seiner Nähe schliefen, sahen mit Erbauung und Freude, wie er oft halbe Nächte außer dem Bette auf den Knieen im Gebethe zubrachte, wie Geißel und Cilicium seine blühenden Glieder zerfleischten. Es war sichtbar, daß er gegen Erinnerungen, gegen Gefühle kämpfte, die ihm strafbar schienen, daß er eine Gewalt über sein Herz zu erringen strebte, die ihm Jugend und Leidenschaft unaufhörlich bestritten, und daß er in Casteyungen und Büßungen Verzeihung für irdische Gefühle und das göttliche Licht suchte, das seinen Geist zur einzigen wahren Quelle der Ruhe und des Heils leiten sollte. Dieß Bestreben flößte Hugo eine Achtung für den Jüngling ein, die seine Liebe vermehrte; er sah mit Wohlgefallen diesen muthigen Kampf, und so lange er hoffen konnte, daß die Liebe zu Agnesen der göttlichen Einwirkung unterliegen, und Herrmann schon in früher Jugend, wie wenige auserwählte Geister, zu jener heiligen Stille des Gemüths, zum seligen Verlieren im Meere der göttlichen Liebe, gelangen

könnte, wohin er und die meisten erst spät nach langen Stürmen gekommen waren, wagte er nicht, ihn zu stören, sondern erwartete von Gottes Beystand und dem ernsten Willen seines Lieblings alles Gute.

Indessen war der Winter weit vorgerückt. Seine Strenge in dieser rauhen gebirgigen Gegend fiel jedes Mahl den frommen Brüdern unendlich schwer. Nur einige alte Priester hatten kleine Zellen; die Übrigen schliefen und wohnten in dem weiten kalten Saale, dessen hallendes Gewölbe zwey Reihen von Pfeilern stützten. Herrmann hatte sonst seine Beschwerden nie gefühlt; jetzt sah Hugo mit Mitleid und Besorgniß den verblühenden Jüngling beynahe unter der Strenge der Regel und der Jahreszeit erliegen, er sah, wie er körperliche und Seelenleiden ohne Klage, ohne einen Laut, der Änderung zu wünschen schien, ertrug, er sah ihn durch freywillige Enthaltungen und Opfer ein trauriges Daseyn auch seiner letzten Freuden berauben, und er fing an, für das Leben seines Lieblings zu fürchten. Leise, auf manchem Umwege näherte er sich seinem Gemüthe, das, verschlossen und finster, sich selbst dem väterlichen Freunde nicht öffnete. So viel ward ihm klar, daß Herrmann seine Liebe zu Agnes als Sünde, und ihr plötzliches Verschwinden

als eine Strafe des Himmels für seine Vergehungen ansah, daß er, in seinem fruchtlosen Kampfe gegen die Welt, ein Zeichen der Verwerfung zu erblicken glaubte, daß finstere Vorstellungen von ewiger Verdammniß ihn unaufhörlich ängstigten, und er entschlossen war, eher sein Leben als den Vorsatz der Heiligung aufzugeben.

Mit schonender Liebe, mit sanften Tröstungen suchte Hugo das kranke Gemüth des Jünglings zu heilen; erhebende, beruhigende Vorstellungen von Gottes Güte und Barmherzigkeit sollten ihn aufrichten, ihm Muth einflößen, ihm Vertrauen auf seine Kraft und die Gnade des Himmels geben. Ach, Pater Hugo wußte nicht alles! Er wußte nicht, mit welcher unaustilgbaren Macht die Liebe in diesem Herzen herrschte, wie aus Kämpfen und Stürmen Agnesens Bild sich immer in schönerer Klarheit erhob, wie die Erinnerung an jene unvergeßlichen Stunden, wenn Gebeth, Geschäftigkeit und Wachsamkeit sie am Tage verscheuchten, in seinen Träumen zauberischer erschien, und ihn Ahnungen von Seligkeiten umgaukelten, von welchen jene Scenen bey der Fischerhütte den ersten Funken in seine Seele geworfen hatten. So gingen noch ein paar Monathe hin. Trotz Hugo's väterlichen Tröstungen, Trotz aller ernsten Entschlüsse, Käm-

pfe und Casteyungen vernichtete die gewaltige Leidenschaft jeden Versuch gegen ihre Macht, und spottete aller Anstrengungen. Herrmanns Gesundheit war zerstört, und nur mehr ein Schatten des blühenden Jünglings, der den vergangenen Herbst seinen Gegner muthig zum Zweykampf gefordert hatte, wankte er stumm und düster durch die traurigen Hallen des Klosters. Hugo erkannte wohl, daß es so nicht fortgehen könnte, daß Herrmann unausbleiblich ein Opfer seines tugendhaften Entschlusses werden müßte, und er entschloß sich, ihn auf dem entgegengesetzten Wege zu retten, auf einem Wege, den er längst schon zu betreten angefangen, und nur erst in der letzten Zeit, aus Furcht, eine unmittelbare Einwirkung des Himmels zu stören, verlassen hatte.

Ihm war, nebst dem Abte, das Geheimniß von Herrmanns Geburt allein bewußt; er hatte seine Ältern, ihr Schicksal, ihr Ende gekannt. Er hatte den Knaben beobachtet und zum Jünglinge heran reifen gesehen, und in dieser hohen kräftigen Heldengestalt, in diesem muthvollen Herzen, in diesem tiefglühenden Gemüthe, sich nie einen still entsagenden Mönch denken können. Vielmehr schien ihm Herrmanns ganzes Wesen mehr für die Welt, für ein reges, thätiges Treiben in derselben bestimmt.

Das war seine frühe Ansicht gewesen, und in dieser Voraussetzung hatte er auf einsamen Spaziergange manchen Funken von Ritterthum und Heldensinn in seiner Seele entzündet, der fest darin haften blieb, und zur hellen Flamme empor zu schlagen versprach. Die jetzigen Wahrnehmungen bestätigten seine frühere Meinung, und so fing er nun an, sich dem Herzen des Jünglings auf einer andern Seite zu nähern, von der er sich den besten Erfolg versprach.

Entdeckung.

So wie der Frühling begann, wie die längeren Tage die düstern Nebel verjagten, der Schnee in den Thälern zerschmolz, und unter der schwindenden Winterdecke schon das zarte Gras hervorschimmerte, beredete der Greis den Jüngling mit sanften Worten, seiner Gesundheit wegen in's Freye hinaus zu gehen, und der stärkenden Luft zu genießen. Herrmann weigerte sich bestimmt. Hugo wußte sich einen Befehl des Abts zu verschaffen, der dem Novizen herzlich gut war, und mit Betrübniß diesen Winter über sein sichtliches Verwelken gesehen hatte. Jetzt war es eine Handlung des geistlichen Gehorsams, der Überwindung, und jetzt ging Herrmann mit dem Greise. Sie traten aus dem Thore des Stiftes. Hugo hatte mit Überlegung einen Weg gewählt, der sie an der Traisen hinab in entgegengesetzter Richtung von Mechthild's Wohnung führte; dessen ungeachtet ergriff der Anblick

der freyen Natur, dieser Wälder, dieser Höhen, die so oft Zeugen seines frühern Glückes und ganz anderer Stunden gewesen waren, seine Seele gewaltsam, seine Brust war beklemmt, seine Schritte wankten, der Greis unterstützte ihn, und langsamer, mühevoller als dieser selbst, schlich der Jüngling an seiner Seite das Thal hinab. Manches erheiternde Gespräch berührte sanft seinen verschlossenen Geist, und führte ihn aus sich heraus zur Betrachtung der freyen Natur, des rings erwachenden Lebens. Bald aber kehrte Hugo mit ihm in die Mauern zurück, nach denen er sich zu sehnen schien, und erwartete geduldig von künftigen wiederhohlten Versuchen die wohlthätige Wirkung, auf die er rechnete. Am folgenden Tage gingen sie weiter, am Ende der ersten Woche war Herrmann schon im Stande, mit Hugo in's Gebirg hinaufzusteigen, und ihn auf seinen nächsten Gängen, wie einst, zu Kranken oder Trauernden zu begleiten. Wie ihre Gänge sich erweiterten, wie Herrmanns Kräfte zurück zu kehren begannen, so fing auch sein Herz an sich zu erweitern, das unverdorbene Gefühl der Jugend widerstand nicht der allmächtigen Einwirkung des Frühlings, der großen freywaltenden Natur. Seine Seele trat aus den finstern Schatten der Schwermuth hervor, und nahm wieder Theil an den Din-

gen außer ihr. Hugo lenkte nach und nach seine Gespräche, die bis jetzt nur den innern Menschen, seine Heiligung, seine Vereinigung mit dem Quelle des Lichtes betroffen hatten, auch auf die äußere Welt. Der große Kampf um die Deutsche Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baier zog die Augen von ganz Deutschland auf sich; auch in die stillen Felsenthäler drang die Kunde davon, und je nachdem eines jeden Gesinnung und Ansicht war, hoffte oder fürchtete er für den geliebten Landesherrn, der Aller Herzen durch seine Gestalt einnahm, und durch seine ritterlich edlen Sitten fest hielt. Jetzt aber, wo der wiederkehrende Frühling die Kämpfe möglich machte, erneuerte sich der Streit wieder. Friedrich entboth seine Vasallen, von allen Seiten zogen sie heran, wie des Herzogs Kriegesruf erscholl, und vereinigten sich an den bestimmten Sammelplätzen. Hugo sprach öfters davon mit seinem jugendlichen Freunde, er theilte ihm die Nachrichten mit, die er theils vom Abte, theils vom Lande herein durch seine Freunde erhielt. Herrmanns Herz öffnete sich freudig bey solchen Erzählungen, sein dunkles Auge funkelte, ein feuriges Roth entglühte auf seinen Wangen, und sein Arm zuckte, als faßte er ein Schwert. Mit gespannter Seele hing er an des

Greisen Mund, und wollte immer mehr hören, und ein entflohener Seufzer schien die Glücklichen zu beneiden, die im vollen Genuße des freyen Lebens zu Schlachten und Siegen zogen. Hugo sah diese Bewegungen wohl, und sah sie mit Freuden; aber er schien sie nicht zu bemerken, und setzte seine gewohnte Lebensweise und seine Spaziergänge mit Herrmann fort.

An einem heiteren Maymorgen wollte Pater Hugo einen Landmann besuchen, den er im vergangenen Herbste von einer schweren Krankheit geheilt und den Winter über nicht hatte sehen können. Die Hütte lag weit vom Stifte auf einem Berge, der schon einer der nächsten an der Ebene war. Herrmann sollte ihn begleiten. Sie gingen am Ufer der Traisen hinab. Noch war die Sonne nicht über die Berge heraufgekommen, noch hatte ihr Strahl die dämmernden Thäler nicht berührt, leichte Nebelwolken lagen darüber hin, die Natur schien noch in nächtliche Schleyer gehüllt zu schlummern. Jetzt fiel der erste Sonnenschimmer von der Höhe herab, in jugendlicher Pracht stand die Sonne über den frisch belaubten Wäldern, die in hellem Grüne glänzten, Millionen Tropfen zitterten auf den Wiesen ihr Bild zurück, das Leben erwachte, die Vögel stimmten ihr Morgenlied an, Bal-

samdüfte schwammen aus den blühenden Harzwäldern durch die reine Luft, stiegen von unzähligen Blumen und Kräutern des Thales, ein angenehmes Morgenopfer, empor. Die Traisen rauschte und brauste im Sonnenscheine mit blendendem Schimmer zur Seite des Weges über Sträucher und Steine, barg jetzt sich unter duftenden Mehldorn, der ihre klare Fluth mit weissen Blüthen überstreute, und kam dann schimmernder wieder hervor. Herrmanns Herz war von schönem erhebenden Gefühle ergriffen. Jetzt verließen sie das Ufer des Flusses, und stiegen auf einsamen Pfaden, die dem Greise wohl bekannt waren, zu der Hütte hinauf. Zwischen blühenden Obstbäumen lag sie friedlich vor ihnen, Pater Hugo ging hinein, Herrmann wandelte unter den Bäumen auf und ab, und kämpfte gegen sein Herz, das mit ungestümen Schlägen in den allgemeinen Puls der Natur, Leben und Liebe, einstimmte. So kam er auf die andere Seite der Hütte, und trat aus den blühenden Büschen heraus. Da lag auf ein Mahl vor seinem überraschtem Blicke eine weit ausgebreitete Fläche, mit Auen, mit Feldern, mit Dörfern übersäet, und in der Entfernung eine beträchtliche Stadt [10]), zu der der Strom aus dem Gebirge hineilte. Breitere Straßen und kleinere

Pfade durchschnitten den Raum, banden Dorf und Dorf, und alle an die Stadt. Da fuhren beladene Wagen, da wandelten Pilger, hier ging der Pflug durch die dampfende Erde, dort deckten Heerden die Wiesen. Ein reges freyes Leben verkündete sich überall, und Herrmann, dem in der Abgeschiedenheit seiner Berge die Welt noch niemahls so erschienen war, stand überrascht, außer sich bey diesem Schauspiele. Sein Herz öffnete sich weit — weit, und tausend unbekannte oder mit Macht entfernte Gefühle zogen triumphirend darin ein. Überwältigt von diesen Empfindungen, sank er auf die Kniee, seine Arme streckten sich gegen die weite Welt aus, als wollten sie sie umfassen; er bethete nicht, er war sich keines klaren Gedankens bewußt, seine ganze Seele war in seinen Augen. So fand ihn Pater Hugo, und Herrmann wußte nichts von der Annäherung des Greisen, er hörte es nicht, als er ihn zwey Mahl beym Nahmen rief, und als er endlich die Hand sanft auf die Schulter des Jünglings legte, da sprang dieser auf, und stürzte mit sprachlosem Entzücken dem Greise in die Arme. Als er sich erhohlt hatte, rief er: O mein Vater! Wie ist die Welt so schön, so groß! Der Greis stimmte ihm bey, er nannte ihm die Dörfer, die sie vor sich sahen, die Stadt; er

beschrieb ihm das Leben und Treiben der Städte; ihren Ursprung, ihre Verhältnisse gegen den Fürsten, gegen das Land. In dem Augenblicke wirbelte von fern eine Staubwolke daher, Herrmann sah hin, die Wolke wälzte sich näher, es schimmerte durch den Staub. Jetzt wich er von einem Windstoß zurück, und im Sonnenglanze blitzte eine Reiterschaar daher, die in blanken Rüstungen mit wehenden Helmbüschen die Ebene heraufzog, um an der Baierschen Grenze zu Herzog Friedrichs Heere zu stoßen. Der Führer, ein hoher stattlicher Ritter, ritt weit voran, Herrmanns Blick hing an ihm, wie sein wildes Pferd sich bäumte, wie sein blitzendes Schwert dem Gefolge am Scheidewege den richtigen Pfad wies. Des Jünglings Auge funkelte, ein glühendes Roth überzog sein ganzes Gesicht, seine Stellung war wie Eines, der in den Kampf zu treten bereit ist. O seht, seht, mein Vater! rief er: O wer mit ihnen zöge! Eine Thräne des Unwillens schwellte sein Auge; da trat Hugo zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: Und dieses Heldenfeuer sollte in den Mauern eines Klosters verlodern, diese raschen kräftigen Glieder in einer Kutte verwelken? Nein, Herrmann, du bist zu etwas andern geboren, deine jetzige Stimmung beweiset es, der für-

terliche Kampf beweiset es, den dein Verstand wider deine Natur begonnen hatte, und der nur mit deiner Aufreibung geendet haben würde.

Herrmann sah den Greis finster an: Was macht ihr, mein Vater? Welche Gedanken erregt ihr in meinem Herzen? O thut es nicht! Ich bin so schon elend genug!

„Du sollst es nicht länger seyn, mein Sohn! Darum muß ich jetzt mit dir sprechen; darum habe ich beschlossen, dich mit deiner wahren Lage bekannt zu machen, und einem Stande zu entreissen, zu dem du nicht bestimmt bist. Weißt du, wer deine Ältern waren?“

Mein Vater! antwortete Herrmann bitter und auflodernd: Ihr wißt ja selbst, daß niemand meine Herkünft kennen will, und wie manche entehrende Vermuthung, wie manchen Spott ich darüber von meinen Gefährten ertragen mußte. Es ist darum das beste, ein Daseyn, das keinen rühmlichen Anfang hatte, in ewige Vergessenheit zu begraben.

„Und wenn ich dir sagte, daß alles, was man sich im Kloster über dich erzählt, was man dir gesagt haben mag, elende Mährchen sind? Wenn ich dir sagte, daß dein Vater einer der mächtigsten Edlen des Landes war, dem viele Burgen gehör-

ten, und der seinem Lehnsherren mit größern Schaaren Reisiger die Heeresfolge leistete, als jene, die dort hinaufziehen?“

Herrmanns Brust flog vor heftiger Bewegung, seine Lippen waren geöffnet, sein Auge hing starr an dem Greise. „Du bist kein verlorner Sprößling eines unbekannten dunkeln Geschlechtes, du bist der letzte einzige Zweig eines berühmten, eines unglücklichen Hauses — du bist ein Hohenberg!“

Ein Hohenberg? rief Herrmann, und schnell schien sein ganzes Wesen verwandelt: Ein Hohenberg? O mein Vater! Welche Welt geht in meinem Innern auf! Zu welchen Gedanken, zu welchen Ansprüchen weckt ihr meine Seele! — Aber wenn ihr mich täuschtet? Wenn eure Liebe zu mir —

Nein, mein Sohn! antwortete ruhig der Greis: Hier kann gar kein Irrthum Statt finden. Ich habe deinen Vater, deines Vaters Verwandte gekannt, ich habe manchen Ritterzug mit ihnen gethan, und es ist mir alles nur zu klar und deutlich bewußt. Höre mich an! Sie setzten sich auf der Bank an der Hütte. Herrmann erlaubte das Feuer, das seine Brust durchströmte, nicht ruhig zu seyn; bald sprang er auf, bald warf er sich an des Greisen Seite nieder, und hörte so unter stür-

menden Empfindungen die Erzählung von dem Schicksale seines Hauses.

Sein Vater war Graf Cuno gewesen, und er auf dem Stammgute Hohenberg, wie seine Vorfahren, geboren. Als in jener unglücklichen Fehde gegen sein ganzes Haus die Schaaren der rachedürstenden Königinn sich näherten, sandte Cuno seine Frau und seine zweyjährige Tochter, von treuen Knechten begleitet, nach Lilienfeld, wo der Abt, sein Jugendfreund, ihrer treulich zu wahren, und sie gegen jeden Angriff zu schützen versprach. Herrmann, seinen Sohn, einen Knaben von vier Jahren, behielt er bey sich, und rüstete sich zur Vertheidigung. Die Lage der Burg auf dem überall freyen schroffen Berge, der Muth des Grafen und seiner Leute, verzögerten die Belagerung. Cuno hatte auf geheimen Wegen treue Bothen ausgesendet, um Kunde von seiner Frau zu hohlen. Sie kamen nicht wieder zurück. Endlich brachten Gefangene, die man bey einem Ausfalle gemacht hatte, die Nachricht in's Schloß, daß Frau und Kind von den Ungarischen Reisigen, die voraus im Gebirge herumstreiften, auf dem Wege angefallen und grausam ermordet worden wären. Diese Erzählung, die zu sehr von allen übrigen Umständen, selbst von wohlbekannten Kleidungs-

stücken seines unglücklichen Weibes, die Einer der Ungarn noch besaß, bestätigt wurde, und der immer heftigere Sturm und Angriff auf die bereits beschädigten Mauern der Burg brachen Cuno's Muth und Kraft. Die Vertheidigung würde nicht mehr mit dem vorigen Feuer betrieben, Hohenberg war überzeugt, seinem Schicksale nicht mehr entgehen zu können; die Ungarn erneuerten ihre kühnen Angriffe, der Berg und endlich die Burg wurden erstürmt. Cuno entfloh mit seinem Sohne durch einen unterirdischen Gang, und irrte so lange in gemeinen Kleidern durch's Gebirge herum, bis es ihm gelang, unentdeckt nach Lilienfeld zu gelangen, wo er dem Abte seinen Sohn übergab, und ihn mit schrecklichen Eidschwüren verband, niemahls den Stand dieses Kindes zu entdecken, sondern ihn von aller weltlichen Größe und Ruhmsucht entfernt, als frommen Mönch für den Himmel zu erziehen. Nur wenig Tage vermochte der Abt den Grafen bey sich aufzuhalten; von innerem Schreck und Angst getrieben, eilte er wieder weiter, und kam so bis nach Böhmen, wo Hugo, damahls noch ein rüstiger wehrhafter Ritter, der ihn aus frühern Zeiten kannte, ihn trotz seiner Verkleidung entdeckte, und bey sich aufnahm.

Nach zwey Jahren eines unglückseligen Lebens,

fuhr der Greis fort, verschied dein Vater in meinen Armen. Seine Unglücksfälle hatten sein Gemüth angegriffen, der schreckliche Tod seines Weibes und Kindes, der Verlust seiner Güter, das Schicksal seines Vetters von Scharnstein, der ebenfalls mit seinem ganzen Hause ein Opfer der Rachsucht geworden war, verwirrten seine Sinne, und sein Verstand schien nur zuweilen zurückzukehren, damit er die ganze Größe seines Unglücks erkennen und bejammern konnte. Keine Bemühung der Freundschaft, keine Zeit vermochte etwas über sein Übel, und so mußte ich endlich die Stunde segnen, die ihn von allen seinen Leiden befreyte. Von ihm hatte ich deinen Aufenthalt erfahren, und die Beglaubigungszeichen deiner Geburt sind in meinen Händen. Ich würde sie wohl nicht erhalten haben, wenn dein unglücklicher Vater in der letzten Zeit Besinnung genug gehabt hätte, sie zu vertilgen; denn er wollte nun einmahl, daß der Nahme Hohenberg von der Welt verschwinden, und keiner mehr durch ihn zu ähnlichen Schrecken bestimmt werden sollte. Nach meines Freundes Tode führte mein Schicksal mich noch eine Weile bald hier, bald dort herum, bis ich endlich, des rastlosen Lebens satt, mich nach Ruhe sehnte, und dann vor allem das Kloster wählte, in dem er sein liebstes Kleinod

geborgen hatte. Sieh, Herrmann, so kam ich zu dir, so betrachtete ich dich von Kindheit auf als meinen Sohn, und trug immer den Gedanken im Herzen, dich, wenn es Zeit seyn würde, mit deinem Schicksale bekannt zu machen.

Durch wechselnde Leidenschaften folgte des Jünglings Gemüth der Erzählung des Alten, und Gedanken und Gefühle, die er nie gekannt hatte, gingen wie eine neue Schöpfung aus seiner Seele hervor. Liebe und Trauer um den Vater, dessen er sich kaum mehr entsann, Haß gegen die Feindinn seines Geschlechts, die ihm noch jüngst sein liebstes Gut entrissen hatte, stolze Hoffnungen, Heldensinn und Ehrgeiz erwachten eines um's andere in seiner bewegten Brust, und über dem Chaos dieser streitenden Gefühle schwebte Agnesens Bild in himmlischer Klarheit, Alles zu einem schönen Ziele ordnend und bildend. Verwandelt in jedem Sinne, kehrte er mit Hugo in's Kloster zurück.

Seit diesem Gespräche ging Herrmanns ganzes Streben und Verlangen nur dahin, das Kloster, das ihn nun wie ein Kerker einzuengen schien, mit der freyen Welt, die Mönchskutte mit dem Panzer zu vertauschen. Hugo sprach mit dem Abte im Allgemeinen über Herrmanns Zustand, er machte ihn aufmerksam auf den Zwang, mit dem sein Gemüth

die klösterliche Zucht zu ertragen schien, auf die Zerstörung seiner Gesundheit, von der er sich nur erst jetzt langsam erhohlte, und trug es ihm nach und nach vor, daß er den jungen Menschen gar nicht für's Klosterleben geeignet finde, daß er vielmehr glaube, seine Bestimmung sey Ritterthum und freyes Wirken in der Welt. Der Abt sah die Sache von einer ganz andern Seite an, er fand, daß Herrmann, seit seinem vierten Jahre im Kloster erzogen, unmöglich Wünsche nach Dingen und Thaten nähren könne, von denen er in seiner Lage nie einen Begriff gehabt haben könne, und hörte keine weitere Vorstellung Hugo's an. Endlich sah sich dieser genöthigt, ihm zu sagen, daß auch er um das Geheimniß von Herrmanns Geburt wisse, daß sein Vater selbst es ihm entdeckt, und daß es in einem Zeitpuncte, wo bereits die eine Linie des Hohenbergschen Hauses ihre Güter wieder erlangt habe, unverantwortlich wäre, den letzten Zweig der andern geflissentlich im Dunkel der Ungewißheit und eines niedrigen Standes, wozu ihn die Vorsicht nicht bestimmte, zu lassen. Der Abt war betroffen. Er hatte sich nie den Fall als möglich gedacht, daß irgend jemand außer ihm Herrmanns Ältern kennen sollte, er hatte sich gewöhnt, den Knaben, den er liebte, von dessen Geist und Herzen

er sich Ehre für das Kloster und eine Stütze für sein Alter versprach, bereits als sein Eigenthum, vielleicht als seinen Nachfolger zu denken. Er wurde verlegen, ängstlich, und entließ Hugo, nicht unwillig, aber ohne Entscheidung.

Der Prior wurde gerufen. Der Abt hatte seinem Vertrauten und Rathgeber kaum mit wenig Worten den Stand der Sachen erklärt, als dieser im heiligen Eifer aufflammte, und dem Abte versicherte, daß nichts verderblicher wäre, als in Hugo's Verlangen zu willigen. Er wisse besser, wie das Ganze zusammen hänge; die sündliche Liebe zu dem Mädchen, das die Königinn von Ungarn mit sich genommen, lebe noch immer in des Jünglings Brust; das sey die Ursache seiner Schwermuth, seines sichtbaren Verzehrens, und Pater Hugo nähme sträflichen Antheil an dem Frevel, indem er nicht allein diese Leidenschaft nicht verdammt, sondern durch seine Spaziergänge und durch tausend thörichte Gespräche alle die weltlichen und sündhaften Gedanken erst recht in ihm genährt habe. Man wisse ja wohl, wie Hugo einst selbst gelebt, wie er sich am Hofe und in der Welt herum getrieben, und daß nur Übersättigung und Unmöglichkeit, ihre Freuden länger zu genießen, ihn in's Kloster gebracht hätten. Überdieß habe ja der Abt dem Gra-

sen Cuno einen heiligen Eid schwören müssen, dem Knaben nie seine Herkunft zu entdecken, ihn nie aus dem Kloster zu lassen. Bey diesen Worten sprang der Abt freudig auf. Jetzt war jedes Hinderniß gehoben, jeder Zweifel gelöset; der Eid entkräftete jede Einwendung, und Herrmann war dem Kloster erhalten. Doch fand es der Prior nöthig, ihn so viel als möglich von Hugo zu trennen, aber nicht mit offenbarer Gewalt, weil er des Jünglings Entschlossenheit fürchtete. Der Abt überließ dem klugen Vertrauten willig die ganze Sorge, und dieser wußte es unmerklich so einzuleiten, daß Herrmann durch tausenderley Geschäfte bald hier bald dort im Kloster festgehalten wurde, indeß Pater Hugo seine Krankenbesuche machte. Herrmann sah die List nicht durch, so sehr er durch die Unmöglichkeit, seinen väterlichen Freund allein zu sprechen, litt; aber Hugo erkannte wohl in diesen ewigen Hindernissen die waltende Hand des Abtes und seines alten Feindes, des Priors. Mit noch mehr Klugheit als dieser, und ohne seiner Würde zu vergeben, wußte er die kleinlichen Bemühungen zu vereiteln, und es gelang ihm endlich, manche Stunde zu gewinnen, in der er seinen Liebling ungestört sprechen konnte, wo dieser mit allem Feuer des lang entbehrenden Herzens an des Greisen Brust

flog. Als der Prior sah, daß er auf diese Art nicht zu seinem Zwecke gelangen konnte, bestimmte er den Abt dahin, Herrmann unter dem Vorwande seiner schwächlichen Gesundheit, und um seinen Studien, die er nun bald vollenden sollte, besser obzuliegen, aus dem Dormitorio wegzunehmen, und ihm eine einsame Zelle im oberen Geschoße, neben der Wohnung des Abtes, zu geben, deren Fenster auf den Teich ging, welcher von dieser Seite das Kloster umschließt. Hier wurde er bewacht, ohne gefangen zu seyn, er sah den Greis bloß im Chore und im Refectorium in Gegenwart aller Brüder. Jetzt erst fühlte er die ganze Last dieser Beschränkung, und sein nach Freyheit dürstender Geist strebte mit Wuth und Ungeduld dagegen. Doch sah er seinen väterlichen Freund noch täglich, und es war unmöglich, jede Einwirkung desselben auf des Jünglings empfängliche Seele, der jede seiner Äußerungen mit feurigem Drange auffaßte, zu verhindern; er hing an den Augen, an den Lippen des verehrten Greises, und was sonst längere Gespräche bewirkten, that jetzt oft ein einziger Blick, ein Wort. Da erging ein Befehl des Abtes an Pater Hugo. Er wurde in Geschäften des Stiftes an ein anderes Kloster desselben Ordens gesen-

det. Die Abreise kam unerwartet, und mußte so eilig betrieben werden, daß Hugo keinen Abschied von Herrmann nehmen, daß er ihm nur beym letzten Abendessen unvermerkt einen Zettel in die Hand spielen konnte, worauf der Nahme eines alten Ritters und vertrauten Freundes Hugo's, der jenseit der Donau seine Besitzungen hatte, geschrieben war, und eine Empfehlung für Herrmann an ihn. In der Nacht verließ Hugo das Stift, und Herrmanns Seele, von Trauer und Zorn entflammt, strebte nun heftiger als je nach Freyheit, nach Zerbrechung seiner Fesseln, die ihm jede Minute unerträglicher dünkten. Er sann auf Flucht — man merkte es, und suchte sie auf alle Art zu hindern. Der Teich unter seinem Fenster, die Nähe des Abts schienen das Entfliehen aus seiner Zelle unmöglich zu machen; aber was wäre dem ernsten Willen unmöglich, der keine Gefahr, selbst nicht das Opfer des Lebens scheut, das unter drückenden Bedingungen keine Wohlthat mehr ist? An einem Morgen, als man ihn vergeblich beym Frühgottesdienste erwartet hatte, wurde nach ihm geschickt. Man fand die Zelle verschlossen, man glaubte ihn noch schlafend. Kein Pochen, kein Rufen wurde beantwortet. Besorgt, ob ihm nicht ein Unfall zugestossen, öffnete man die Thür mit Gewalt. Die Zelle war

leer, das Fenster offen; eine Spur von frischem Blute an der Mauer, einige zerknickte Gebüsche am Ufer des Teiches erregten einen fürchterlichen Verdacht. Man erinnerte sich seines ersten Entschlusses, sich in die Traisen zu stürzen, seiner düstern Gemüthsart, seiner Anhänglichkeit an Hugo. Daß er entflohen seyn könnte, war beynahe unmöglich zu glauben; denn der breite tiefe Teich floß hart an der Mauer, es blieb also nichts übrig als jene traurige Vermuthung, die sich je mehr und mehr zur Gewißheit erhob, da alle Nachforschungen in der Gegend fruchtlos geblieben waren.

Die Schlacht bey Mühldorf.

Herrmann war aus dem Kloster verschwunden, und sein Verlust mit der Zeit beynahe vergessen. Agnes, unbekannt mit dem Schicksale ihres Jugendfreundes, lebte ein einförmiges Leben am Hofe der Königinn, und auch Elisabeth hatte bereits den Kreislauf zwölf langer Monden mit ihrem Gemahl auf dem einsamen Bergschlosse Hohenberg verschwinden gesehen, auf Hohenberg, von dem Ludwig Nahmen und Abkunft trug, wo überall noch Wappenschilde und Gemählde der Ahnen ihr das unglückliche Geschlecht, zu dem er gehörte, in's Gedächtniß riefen, wo sie unter Schatten und Erinnerungen dieses Hauses wandelte. Entschlossen und stark kämpfte sie unabläßig gegen ihr Herz, sie vermochte es, sich zu beherrschen, sie war ruhig und still, und Jörger, überschwenglich glücklich im Besitze des trefflichen Weibes, das mit reger

Sorgfalt sein Leben zu verschönern strebte, fand nichts zu wünschen übrig, als einen Erben, dem er einst die großen Güter überlassen könnte. Mitten im Genusse seines Glückes erhielt er das Aufgeboth seines Herrn, Herzog Friedrichs von Österreich und Königs der Deutschen, das ihn bey dem erneuerten Kriege gegen Ludwig den Baier zur Heeresfolge rief. So willkommen ihm sonst solche Aufmahnungen gewesen waren, so ungelegen kam ihm diese; doch der Rittersinn überwand die Liebe, und er entboth seine Lehensleute und eigenen Knechte durch's ganze Gebirg. Sie sammelten sich auf der Burg. Elisabeth nahm von ihm Abschied mit Thränen im Auge; auch sein Herz floß über in Liebe und Trauer, als er das blühende Weib zum letzten Lebewohl in seine Arme schloß, und ihre zarten Lippen seine Wange und seine Hand kindlich berührten. Endlich riß er sich los, eilte in der rasselnden Rüstung die Treppe hinab, schwang sich auf sein Streitroß, und stürmte mit seinen Leuten durch das hallende Thor und über die Brücke. Elisabeth trat an's Fenster, der Zug ging den Berg hinab, sie ließ ihren Schleyer wehen, Helmhard sah zurück, und sein Schwert erwiederte den Gruß. Noch lange flatterte der Schleyer, noch oft blickte der tiefbewegte Krieger zurück, bis endlich die

Krümmung des Weges ihm die Burg verbarg, und der Zug im Thale hinter dem Walde verschwand.

Nun war Elisabeth ganz allein, und zu der Sorge um den verehrten Gemahl gesellten sich die schmerzlichsten Erinnerungen. So war sie auch oft auf der Seusenburg allein gewesen, so einförmig und still dem Äussern nach war ihr Leben dahin geflossen, als es die Liebe im Innern mit ihren wunderbarsten Reizen schmückte, als sie das nächtliche Schicksal des Geliebten erheiterte, als die Welt ihm durch den Spiegel ihrer Augen erschien, und jede Stunde des Zusammenseyns durch irgend eine zärtliche Sorgfalt, oder einen rührenden Dank verschönert war. Allgewaltig kehrten diese Bilder zurück, und was sie schmerzlicher machte, war die Überzeugung, daß ihr Entschluß, einem Andern anzugehören, das Maß seines Unglücks vollenden mußte, daß sie es war, die diesen Dolch in die Brust des unvergeßlichen Freundes stieß, des Freundes, für dessen Glück sie so gern ihr Leben gegeben hätte.

Sie hatte Ludwig nur zu richtig beurtheilt. Im Streite mit steigenden Hindernissen, hatte seine Leidenschaft für sie sich zu immer hellern Flammen angefacht, und was erst nur heftiger Wunsch

war, das Verlangen, in ihrer Nähe zu leben, und das schöne Daseyn auf der Seufenburg mit ihr fortzusetzen, ward endlich fester Entschluß. Er hatte offen und freymüthig gehandelt. Gern hätte er sein ganzes Verhältniß zu dem entflohenen Harfner dem leicht verletzbaren Herzen seiner Frau verborgen: aber sie hatte Etwas errathen, und drang nun mit unseliger Neugierde darauf, Alles zu wissen. Ludwig verbarg ihr nichts, als die tiefe Wunde, die Elisabeths Flucht, und die Ungewißheit über ihr Schicksal in seiner Brust zurückgelassen hatten; sie errieth auch dieß, und mit anscheinender Großmuth trug sie selbst ihm an, das Mädchen seiner Liebe aufzusuchen, seine Unruhe zu enden, und eine Leidenschaft zu nähren, die er, wenn Adelgunde redlich mit ihm gehandelt hätte, um ihrer Ruhe willen zu bekämpfen gesucht haben würde. Und nun, als er sie nach langem Suchen gefunden, was vielleicht Adelgunde nie geglaubt hatte, nun ging sie hin, hinter seinem Rücken ein Werk zu zerstören, das sie scheinbar selbst befördert hatte. Sie bestärkte Elisabeth in ihrem Entschlusse, sich von ihm zu trennen; ja sie bestimmte sie dahin, ihm selbst jede Unterredung mit ihr unmöglich zu machen.

Diese Doppelherzigkeit erschien ihm um so

fürchterlicher, als in seiner Lage Vertrauen das Erste, das Nothwendigste war, dessen er bedurfte, er, der hülflos dem guten Willen derer hingegeben war, die ihn zunächst umringten. Sein Herz wendete sich ganz von Adelgunden ab, und als die Nachricht von seiner Ehescheidung Elisabeth in die Arme eines andern scheuchte, entflammte sich, nachdem er durch den Kaplan den Zusammenhang erfahren hatte, ein tödtlicher Haß gegen Adelgunden in seiner Brust, und niemand durfte es wagen, ihm nur ihren Nahmen zu nennen. Auch gegen Elisabeth war er tief empört, und wenn er in manchem Augenblicke sie als ein unglückliches Opfer ihres Pflichtgefühls bedauerte, so konnte er ihr in den meisten die Kälte, womit sie sich zu diesem Schritte entschlossen, nicht verzeihen, und der Gedanke, daß sie einem andern ihre Hand gereicht habe, und nun jene Liebe, die ihn so unaussprechlich glücklich gemacht haben würde, als ein pflichtwidriges Gefühl verdammen mußte, erfüllte ihn mit Abscheu.

Eine finstere menschenfeindliche Schwermuth bemächtigte sich seiner. Von ewiger Nacht umschlossen, ohne ein Wesen, dem er vertrauen, das er lieben konnte, kehrte sich alle Kraft seines Gemüthes gegen sich selbst, und zehrte sein inneres

Leben auf. Niemand durfte um ihn seyn als sein Sohn, und selbst diesem mißtrauete er oft; denn er war ja die erste, die längste Zeit seines Lebens von seiner listigen Mutter auferzogen worden. In dieser Gemüthsstimmung kam ihm die Nachricht, daß König Friedrich nach Baiern ziehe, um endlich einmahl die lange Fehde, um derentwillen schon so viel deutsches Blut geflossen war, durch eine entscheidende Schlacht zu endigen. Das nahe Getöse des Krieges, die Erzählungen von vielen kleinen Gefechten, die schon hier und dort vorgefallen waren, weckten in seiner Brust die Erinnerung an seine frühere Jugend, sein rasches Heldenleben, und heftig ergriff seine Seele der Gedanke, dem König, dem er wegen der Offenheit, womit er das Unrecht, das er am Hohenberg'schen Hause gethan hatte, gestand, und wegen der herzlichen Freundlichkeit, womit er es gut zu machen gestrebt hatte, mit inniger Liebe zugethan war, die Heeresfolge zu leisten, dem verzehrenden Schmerz im Schlachtgewühle und Kampf einen Ausweg zu verschaffen, und vielleicht ein lastendes Daseyn auf rühmliche Art los zu werden.

Schnell erging sein Aufruf an seine Vasallen und Reisigen, und erschrocken über den seltsamen Entschluß ihres blinden Gebiethers, sie selbst in

die Schlacht zu führen, kamen einige der Vornehmsten auf Scharnstein, um ihn bittend an sein Unglück und die Schwierigkeit seines Unternehmens zu erinnern, indem zugleich der Erste unter ihnen sich erboth, mit des Grafen Erlaubniß, seine Stelle zu vertreten und die Schaar dem Könige zuzuführen. Aber Hohenbergs Seele hatte der Gedanke des Kampfes zu lebhaft ergriffen, er wollte seinem Herrn mit seinem Blute seine Treue beweisen, und seinen Sohn bey dieser Gelegenheit wehrhaft machen. Nichts vermochte seinen Entschluß zu ändern, und sein Machtspruch entkräftete alle Gegenvorstellungen. Als Friedrich davon hörte, ritt er selbst nach Scharnstein. Ihn rührte des Grafen Ergebenheit, mehr noch sein unglückliches Schicksal, das er nur zu wohl als die geheime Triebfeder dieses Entschlusses erkannte. In Wien hatte er nicht als Lehensherr, sondern als Freund, als junger fühlender Mann über sein Verhältniß zu Elisabeth mit ihm gesprochen, und Hohenberg hatte seinem Fürsten kein Geheimniß aus einem Gefühle gemacht, das er für eben so tugendhaft als unglücklich hielt. Nun suchte Friedrich ihm sein gefahrvolles Unternehmen auszureden, aber der Graf blieb unerschütterlich, und so bedung es sich der König zuletzt als ein Zeichen seiner Lehnspflicht aus,

daß er in der Schlacht stets an seiner Seite, unter seinem Schutze bleiben sollte. Ludwig empfand den Werth dieser Forderung, und heißer schlug sein Herz für den gütigen Fürsten, und fester ward der Wille, nun nicht zurück zu bleiben um keinen Preis.

Er ersuchte den König um die Gnade, daß er so lange auf Scharnstein verweilen möchte, bis seine Leute sich versammelt haben würden, und bewirthete ihn diese wenigen Tage mit fürstlicher Pracht. Als alle Mannen und Reisige des Grafen beysammen waren, musterte sie Friedrich selbst, und erstaunte über die Anzahl, die schöne Rüstung, die treffliche Ordnung der beträchtlichen Haufen, die dem Grafen unterthänig waren. Dann schwangen sie sich Alle auf ihre Streitrosse, und sprengten zum Thore hinaus, den Schloßberg hinab über die Brücke der Albe, und der lange Zug schimmerte durch das Thal bis in die Ebene hinaus, voran der König, den Grafen an der Seite, an des Grafen Linken sein Sohn, hinter ihnen die frohgemuthete Schaar in blitzenden Rüstungen.

Bald hatten sie das Lager erreicht, wo die Österreicher schon mehrere Wochen des Kampfes ungeduldig harrend standen; denn Ludwig von Baiern vermied immer ängstlich, sich mit seinem Gegner im offenen Felde zu messen [21]). Auch riethen viele

Getreue dem Könige Friedrich, seines Bruders Leopolds Ankunft zu erwarten, der, in einer andern Fehde begriffen, von ihm Bothen über Bothen erhielt, um die Vereinigung zu beschleunigen. Aber die treulosen Mönche von Fürstenfeld fingen die Bothen auf; Leopold blieb ohne Nachricht, und Friedrich wollte den Kampf nicht länger verschieben. Ihn jammerte des Elends, das sein Streit um die Krone über Deutschland gebracht hatte, er vertraute auf seine gerechte Sache, und rückte entschlossen vor, um Ludwigs ewiges Zögern zu endigen, und ihn zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen.

Jetzt konnte Ludwig von Baiern nicht länger ausweichen; aber er verzieh sich des Sieges und seines Lebens, machte sein Testament, übergab dem tapfern Schweppermann den Oberbefehl des Heeres, und hielt während der Schlacht auf einem Hügel in unkenntlicher Rüstung, ängstlich den Ausgang erwartend. Mit dem frühen Morgen rückten die Heere gegen einander. Friedrich, seine gute Sache Gott befehlend, schöner als je in der schimmernden Rüstung, und weit hin kenntlich durch die Krone auf dem Helm, ritt streitbegierig vor den Reihen der Seinen auf und nieder, und ermahnte sie, des Tages eingedenk zu seyn, der vor fünfzig Jahren die Krone von Deutschland an das Haus

Habsburg brachte, und die grössere Anzahl der Feinde nicht zu fürchten. Nun begann die Schlacht, am acht und zwanzigsten September, Eintausend dreyhundert zwey und zwanzig.

Mit den Baiern fochten die Böhmen unter ihrem Könige, Johann von Luxemburg, und die Schaaren mancher andern Deutschen Fürsten, die des Habsburgischen Hauses wachsende Grösse fürchteten und beneideten; mit Österreich waren die Ungarn, Kumanen, Steyermärker, Salzburger u. s. w.

Unter einem Pfeilregen, mit wildem Geheul stürzten die Ungarn auf den Feind, mit entschlossener Tapferkeit griffen die Steyermärker und Salzburger König Johanns Schaaren an. Die Böhmen widerstanden lange; endlich als Friedrich selbst mit seinen Österreichern sich auf sie warf, konnten sie nicht mehr Stand halten, und wendeten sich zur Flucht. Bald wäre selbst ihr König durch den Sturz seines Pferdes gefangen worden, wenn ihn nicht einer der Seinigen gerettet hätte. Zehn Stunden währte der Kampf, und schon neigte sich der Sieg überall auf Österreichs Seite, als plötzlich aus einem Hinterhalte ein frischer Haufen mit weissen Fahnen und Österreichischen Feldzeichen hervorbrach. Das ist Hülfe! Das sind Leopolds Fahnen! scholl es im Friedrichs Heere von Flügel zu Flügel,

und mit erneutem Muthe drangen sie ungestümer auf die Bayern los. Da zeigte sich schnell der schändlichste Verrath, die vermeinten Freunde umringten das getäuschte Heer. Es waren Feinde, es waren Baiern, die durch List und Betrug das zu erreichen sannen, was durch offene Gewalt nicht zu erlangen war, angeführt vom Burggrafen von Nürnberg [22]), aus dem Hause Hohenzollern. Jetzt kehrten auch die Böhmen wieder um, und die bestürzten Schaaren Friedrichs sahen sich durch List den Sieg entrissen, den ihre Tapferkeit bereits errungen hatte. Sie fingen an zu weichen, die Unordnung wuchs, und näherte sich einer Flucht. Nur wo Friedrich kämpfte, war noch eigentliche Schlacht, fünfzig Feinde waren von seiner Hand gefallen [23]), neben ihm stritten Hohenberg und Jörger, entschlossen, mit dem geliebten Herrn zu fallen. Da näherte sich ihm ein wilder Haufe, von Albrecht von Rindsmaul, einem abgefallenen Unterthan, angeführt, der aus der Steyermark flüchtig, von den Baiern mit Auszeichnung war aufgenommen worden, und dem König Ludwig schon vor der Schlacht den Befehl gegeben hatte, Friedrich nicht aus den Augen zu lassen, und sich seiner zu bemächtigen, wie und wo er könnte. Diese umdrängten den heldenmüthigen König, einer aus der Schaar durchbohrte den unglücklichen

Hohenberg mit einer Lanze von rückwärts, daß er tödtlich getroffen vom Pferde sank, zwey griffen Herrn Helmhard an, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte, ein Vierter stieß Friedrichs Pferd nieder, und Rindsmaul sprang hinzu und bemächtigte sich des Königs selbst, als er eben wehrlos sich kaum unter der Last seines gesunkenen Pferdes emporarbeitete. Der Burggraf von Nürnberg empfing sein Schwert, und im Triumph führten sie den durch schnöde List Gefangenen zu seinem zagenden Feinde, der kaum an den glücklichen Erfolg seines Betrugs glaubend, ihn mit niedriger Freude höhnend empfing.

Rittersinn.

Friedrichs Gefangennehmung war das Zeichen zur allgemeinen Verwirrung. Hohenberg zogen die Seinigen ohne Leben und Bewegung unter des Königs Pferd hervor, alles fing an zu weichen, zu fliehen. Da faßte Helmhard festen Muth, er rief den Flüchtigen tadelnde Worte zu, und brachte sie zum Stehen; dann ordnete er still und besonnen den Rückzug, und brachte den Rest des Österreichischen Heeres ohne weitern Verlust in ihr Lager. Kaum war er in seinem Zelte angekommen, als eine Bothschaft ihn zu dem sterbenden Grafen von Hohenberg rief. Erstaunt über diese Ladung, denn er kannte den Grafen nur aus Elisabeths Schicksale, eilte er so schnell als möglich diese Bitte zu erfüllen, und fand ihn, mit dem Tode ringend, in den Armen der Seinigen, deren unverstellter Schmerz sein schönstes Lob aussprach. Seyd ihr's Herr Jörger? fragte Ludwig mit schwacher Stim-

me, als er den Kommenden hörte: So reicht mir eure Hand! Jörger that es nicht ohne Rührung, als er den schönen, kräftigen Mann sterbend vor sich sah, den er oft bedauert, noch öfter beneidet hatte. Was verlangt ihr von mir, lieber Graf? fing er an, indem er seine Hand herzlich drückte: Seyd versichert, daß ich euch zu jedem Dienste bereit bin. Ich danke euch, antwortete Hohenberg, und ehe ihr kamt, hatte ich darauf gerechnet. Ich muß sterben — bald — heute vielleicht, und ich lasse einen unmündigen Knaben wehr- und schutzlos zurück. Der Junge braucht einen Vater, ein Vorbild auf dem Wege der Ehre, einen Warner und Beschützer. Ich kann ihm keinen Bessern finden als euch.

Mich? fiel Jörger erstaunt ein: Ihr wißt doch —

Und was? fragte Hohenberg.

Daß ich die Güter der ältern Linie eures Hauses zu Lehen trage; daß die der jüngern, wenn kein Erbe mehr vorhanden wäre, an mich fallen würden; endlich — daß ich — Ihr wißt, wer meine Frau ist? —

Eine heftige Bewegung schien den Sterbenden zu erschüttern. Er schwieg einen Augenblick, dann drückte er Jörgers Hand inniger, und zog sie an

sein Herz. Das weiß ich alles, hub er wieder an, und eben darum habe ich euch zum Beschützer meines Sohnes erkohren. Elisabeth konnte nur einem edlen Manne ihre Hand geben, und glaubt nicht — doch ich weiß, ihr fühlt das selbst — daß ich je fürchten könnte, der Besitz der Güter meiner Vettern könnte euch reizen, eine Waise zu berauben. Der Ruf eurer Redlichkeit ist bekannt. In der heutigen Schlacht habt ihr euch eben so tapfer als klug bewiesen. Erzieht den Jungen zu einem Manne, wie ihr seyd! Ich kann ihm nichts Besseres wünschen. Schützt sein Erbtheil vor ungerechten Anmaßungen! Auch seine Mutter empfehle ich euch, sie war mir stets eine sorgsame Hausfrau, ihm eine zärtliche Pflegerinn. Hier hielt Ludwig inne, das heftige Reden hatte ihn erschöpft, er sank in die Arme seiner Ritter zurück. Helmhard stand tief bewegt vor ihm, das feuchte Auge mitleidsvoll auf den Unglücklichen gerichtet, dessen letzter Augenblick gekommen zu seyn schien. Die Ritter bemühten sich, ihn noch ein Mahl in's Leben zu erwecken; es gelang ihnen. Er fing wieder an zu athmen, er richtete sich noch ein Mahl in ihren Armen empor, und fragte kaum verständlich: Ist Jörger noch hier? Helmhard trat zu ihm, er ergriff seine Rechte, und sprach: Ja, ich bin hier,

mein Freund, um euch aus ganzem Herzen alles zuzusichern und zu versprechen, was ihr verlangt habt, was ihr noch fürder verlangen könnt. Ohne zu antworten, winkte Ludwig mit der Hand, ein Ritter ging hinaus, und führte den jungen Grafen herein. Hohenberg hieß ihn an sein Bett treten, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, legte des Knaben Hand in Jörgers, und sagte schwach und unterbrochen: Mit den Worten meines sterbenden Erlösers, vor dessen Throne ich bald erscheinen werde, übergebe ich euch dieß Kind. — Das ist euer Sohn! — Knabe! — Das ist dein Vater! — Der Knabe stürzte schreyend vor Schmerz an dem Bette des Vaters nieder. Helmhard war so erschüttert, daß er nicht zu sprechen vermochte. Endlich bezwang er seine Rührung; mit einer Hand drückte er des Sterbenden Rechte an sein Herz, die andere legte er feyerlich auf des Knaben Haupt und gelobte im Angesichte Gottes und aller anwesenden Ritter, daß ihm des Grafen Vermächtniß ewig theuer, und dieses Kind sein Sohn seyn sollte. Er hatte noch nicht ausgeredet, als dieser mit dem Geschrey: Mein Vater stirbt! aufsprang. Helmhard fühlte Hohenbergs Hand, die er noch hielt, erkalten; er sah in seinem Gesicht die Züge des Todes. Er hatte geendet.

Eine lautlose Stille feyerte seinen Hintritt. Alles schwieg, zu tief bewegt, um sprechen zu können, bis endlich des Knaben lautes Schluchzen das Schweigen unterbrach. Da faßte ihn Helmhard in seine Arme. So wahr mir Gott helfe, rief er, du sollst mein Sohn seyn! Ich will alles thun, um dir deinen Vater zu ersetzen. Hierauf ordnete er, so gut es die Umstände erlaubten, den Leichenzug des Grafen mit aller Pracht, die seinem Range gebührte, und führte das Heer dem Herzog Leopold entgegen, der mit Wuth und Verzweiflung, nur noch einen Tagmarsch vom Schlachtfelde entfernt, die Nachricht von seines Bruders Gefangenschaft hörte.

Was für Bewegungen hierauf erfolgten, wie Herzog Leopold, wüthend über das Unglück des geliebten Bruders, das er ganz allein seiner Verspätung beymaß, nach Basel eilte, sich dort vor jedermann einschloß, Haar und Bart wachsen ließ, und sie nicht eher abzunehmen schwur, bis er seinen Bruder gerächt und befreyt hätte; wie er hierauf, um Ludwig von Baiern zu verderben, Bündnisse mit den Königen von Frankreich und Ungarn, mit dem Papst, und sogar mit König Johann von Böhmen abschloß, der in der Mühldorfer-Schlacht gegen Österreich gestanden hatte,

gehört nicht in den Plan dieser Blätter [24]). Helmhard von Jörger führte mit einigen andern während Leopolds Abwesenheit den Oberbefehl über das Heer, und sendete, da er selbst nicht der Überbringer dieser Nachrichten seyn wollte, einen seiner vornehmsten Lehnsmänner an Elisabeth ab, nachdem er ihn genau von allen Vorgängen in und nach der Mühldorfer-Schlacht unterrichtet, und ihm befohlen hatte, ja nach der Ordnung und ohne Vorgreifen zu erzählen.

Elisabeth stand am Burgfenster, als der Ritter langsam den Berg herauf ritt. Sein Gesicht verkündete nichts Gutes, sie erkannte ihn, und einen Unfall ihres Gemahls fürchtend, eilte sie ihm ängstlich an's Thor entgegen. Seine ersten Worte beruhigten sie hierüber. Herr Helmhard war vollkommen wohl, und ließ ihr einen herzlichen Gruß entbiethen. Getröstet hörte sie nun zu, und ahnete so wenig, was sie vernehmen sollte! Als der Ritter des Grafen Hohenberg und seines gefährlichen Vorsatzes, die Schlacht mitzumachen, erwähnte, ergriff sie ein Schauer. Der Ritter fuhr fort, er erzählte von seiner verzweiflungsvollen Tapferkeit, vom Schicksal der Schlacht. Nun kam er auf Friedrichs Gefahr, auf das Andringen der Baiern, den Lanzenstoß, der den Grafen unter des Herzogs

stürzendes Pferd warf. Sie erblaßte. Ohne zu reden, winkte sie dem Ritter, sich zu entfernen, und stieg mit der letzten Kraft, die sie erringen konnte, die Stufen hinauf bis in ihr Zimmer. Hier sank sie nieder, es dämmerte um sie, sie verging ohne Bewußtseyn. Als sie erwachte, fand sie sich zu ihrer großen Beruhigung allein, und ein Thränenstrom erleichterte ihre gepreßte Brust. So hatte denn der erste, der einzige geliebte Freund ihrer Seele geendet, und alle seine Schmerzen und alle seine heiße Liebe für sie schlummerten still im dunklen Grab! Ihm war wohl! Das konnte sie sich nicht läugnen, aber sie fühlte seinen Verlust so tief, so neu, als hätte sie ihn bis jetzt unzertrennt besessen.

Als sie sich gefaßt hatte, ließ sie den Ritter rufen, um seinen Bericht zu enden. Der Schluß seiner Erzählung, so traurig er klang, besänftigte in stillem wehmüthigen Schmerz ihr tief erschüttertes Gemüth. Es rührte, es freute sie, daß ihr Freund in den letzten Augenblicken seines Lebens ihren Gemahl zum Vater seines Sohnes erwählt hatte. Sie sah das Zeichen der Versöhnung mit ihr in diesem schönen Vertrauen, und wenn Ludwigs Bild durch diese Züge von Seelengröße sich vor ihr in himmlischem Licht verklärte, so erhob sich auch die Achtung für ihren Gemahl. Der Mann, der seines erkann-

ten Nebenbuhlers Freund, sein Trost im Tode seyn konnte, ward ihr nun durch das Zutrauen des Geliebten noch theurer, als durch ihre eigene Wahl.

Noch lange unterhielt sie sich mit dem Ritter über alle Umstände der Schlacht, und Hohenbergs Tod, und als sie ihn köstlich bewirthet hatte, entließ sie ihn zu ihrem Herrn zurück, mit der Bedeutung, daß sie jetzt wie immer seine Wünsche als Befehl erkennen, und mit Freude ihn und den Sohn, den ihnen Gott geschenkt, erwarten würde.

Wohl zwey Monathe vergingen noch, ohne daß zwischen den beyden Heeren etwas Erhebliches vorfiel; endlich, als der Winter völlig eingetreten war, zerstreuten sich die Schaaren, und jeder Lehnsherr führte die Seinigen nach Hause, um der Ruhe am heimathlichen Heerd zu pflegen. Auch Helmhard kehrte mit seinem Pflegesohn nach Hohenberg, und freute sich, ihn in das Stammschloß seiner Ahnen zu führen. Ein Bothe benachrichtigte seine Frau, und sie eilte den Berg herab, ihrem Eheherrn entgegen. Mit vieler Freude begrüßte Helmhard das schöne geliebte Weib, und sprang vom Pferde in ihre Arme. Auch sie drückte den verehrten Gemahl inniger an die Brust, und küßte unter Thränen seine Rechte, die Hohenbergs kalte Hand zum letzten Mahl gefaßt, und dem Geliebten Ruhe in der To-

desangs zugesichert hatte. Nun stellte ihr Helmhard den jungen Grafen vor, aber statt, wie sie gefürchtet hatte, eine schmerzlich süße Erinnerung in seinen Zügen zu entdecken, machte eine auffallende Gleichheit mit seiner Mutter ihr Herz erstarren, und ein kalter Schauer entfernte sie von dem Knaben, so, daß sie sich Gewalt anthun mußte, ihn mit der liebevollen Freundlichkeit zu empfangen, die einem Unglücklichen, und dem Pflegesohn ihres Mannes gebührte.

Mit der Ankunft des Ritters und der Erscheinung des Knaben hatte nun wieder ein rascheres Leben auf Hohenberg begonnen. Jörger, der ihn jeden Tag lieber gewann, beschäftigte sich viel mit ihm, und war in den trüben Wintertagen, die ihn auf seiner Bergfeste eingeschlossen hielten, sein Meister und Anführer in den meisten ritterlichen Übungen. Elisabethen kamen diese Zerstreuungen erwünscht, sie lenkten ihres Mannes Aufmerksamkeit öfters von ihr ab auf den Knaben, und erleichterten ihr die schwere Pflicht, ihren stillnagenden Schmerz seinem Blicke zu entziehen. Es gelang ihr auch ziemlich, und Jörger, der sie nie ganz heiter und froh gesehen hatte, bemerkte keine große Änderung in ihrem Betragen. Nur ihre Gesundheit schien zu leiden; aber klug und gelassen wußte sie die meiste

Schuld auf die Strenge des Winters und die rauhe Luft der Gegend zu schieben. Darum, wie der Frühling sich näherte, schlug ihr Helmhard zur Zerstreuung und Erhohlung eine kleine Reise vor. Freundlich erkannte sie seine Sorgfalt, und folgte ihm zu einem Turnier und glänzenden Feste nach Prag, wo König Johann, ein junger feuriger Fürst, dem Waffenspiel, Minneglück und Zerstreuung näher am Herzen lagen, als die Sorge für sein Reich, auf die Pfingstfeyertage alle Edlen und Großen seines, und der benachbarten Länder entbothen hatte. Die Waffen ruhten damahls, und Leopolds Unterhandlungen hatten Johann von Baiern abwendig gemacht. So zogen denn von allen Seiten Böhmische, Österreichische, Mährische Ritter u. s. w. heran, um im Scherz und Spiel sich Ruhm zu erwerben, bis die Kriegstrompete sie wieder zu ernsteren Kämpfen rief.

Das Fest zu Prag.

Zwey Tage vor den Pfingstfeyertagen trafen Helmhard und seine Frau mit einem glänzenden Gefolge in Prag ein, wo bereits alles von Fremden, die zu den Festen gekommen waren, wimmelte. Es übrigte gerade so viel Zeit, um Pferde, Rüstungen und alles, was zu einem glänzenden Auftritte nöthig war, in gehörigen Stand zu setzen; und am frühen Morgen des Tages, der zum Turniere bestimmt war, waffnete Elisabeth ihren Gemahl, und schmückte seine Rüstung mit einer prächtigen Feldbinde, die sie reich in Gold und Farben nach dem Wappen seines Hauses gestickt und heimlich für diesen Tag vollendet hatte. Mit dankbarer Freude umarmte Helmhard sein Weib für diesen Beweis ihrer Liebe, und hörte nun mit doppeltem Verdruße, daß die Ermüdung der Reise und die Arbeiten der zwey letzten Tage sie zu sehr erschöpft hätten, als daß sie bey dem Turniere gegenwärtig

seyn könnte; doch versprach sie ihm, bey dem Bankette, das Abends am Hofe gegeben wurde, in allem Glanze, der ihn freute, zu erscheinen.

Elisabeth war froh, ein paar stille Stunden zu gewinnen. Wirklich hatten die Zerstreuungen der letzten Tage erschöpfend auf sie gewirkt, und überhaupt stimmte ihr Gemüth zu nichts weniger als der rauschenden Fröhlichkeit, von der sie, ihrem Gemahle zu Liebe, sich jetzt umgeben sah. In sich gekehrt saß sie still in ihren Gemächern, ihr Geist schweifte weit von dem schimmernden Schauplatze in die Scenen ihrer glücklichen Jahre zurück, und überrascht hörte sie gegen Mittag das Geräusch des Volks, das vom Turnierplätze zurück strömte, das Getöse der bewaffneten Pferde, die ihren siegreichen oder besiegten Herrn nach Hause trugen. Auch Helmhards Zug schimmerte schon die Sträße herab, und sie eilte ihrem Gemahle entgegen.

Seine frohe Miene, sein blitzendes Auge verkündigten ihr von weitem, daß er unter den Siegern beym Kampfspiele gewesen war. König Johann selbst, der an Kraft und Gewandtheit die Meisten übertraf, und Herr Helmhard hatten sich vor Vielen ausgezeichnet; aber dennoch trug ein junger Mährischer Ritter den höchsten Preis davon, Herr Walter von Wartenberg, gegen den we-

der Jörger noch der König etwas vermochte, und der durch seine ritterlichen Sitten und seine schöne Gestalt eben sowohl, als durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit aller Augen auf sich gezogen hatte.

Als der Abend kam, kleidete sich Elisabeth, wie es ihr Gemahl wünschte, mit Geschmack und Pracht und folgte ihm in das Schloß. Die Versammlung war bereits zahlreich, Jörger führte seine Frau mit einem stolzen Gefühle durch die Reihen, und stellte sie dem Könige vor, der sichtbar von ihrer edlen Gestalt angezogen, sich lange freundlich und munter mit ihr unterhielt. Als sie sich hierauf zu den anwesenden Frauen gesetzt hatte, wurde von allen Seiten über das heutige Turnier und den schönen Mährischen Ritter gesprochen. Jede wußte etwas von ihm zu erzählen, von seiner anziehenden Gestalt, von seinem Lautenspiele, von seinen Dichtergaben, von seinem raschen Lebensmuthe und seinen edlen Sitten. Elisabeth hörte still zu, ihr war das alles ziemlich gleichgültig, und sie sah in diesen Lobeserhebungen nur das schlecht verborgene Verlangen, von dem merkwürdigen Manne, den man so sehr auszeichnete, auch wieder ausgezeichnet zu werden. Nur was eine ihrer Nachbarinnen erzählte, kam ihr gehaltvoller vor, und machte nun auch sie begierig, den Fremden kennen zu lernen.

In der Schlacht von Mühldorf nähmlich, wo er unter König Johanns Fahnen stritt, hielt er allein mit den Seinigen Stand, als die Böhmen vor Herzog Friedrich und seinen Österreichern zu weichen anfingen; er rettete den König, der mit dem Pferde stürzte, und darüber bald in Österreichische Gefangenschaft gerathen wäre, indem er ihm das seinige gab; und als Hohenzollerns List das Treffen zum Schaden von Österreich zu wenden wußte, drang er sogleich wieder vor, und suchte sich einen Weg bis zu Friedrich selbst zu bahnen. Da warf sich ihm ein Österreichischer Ritter entgegen, und es begann ein hartnäckiger Kampf zwischen ihnen beyden. Ihre Hiebe fielen dicht, Funken sprühten aus Schildern und Helmen. Im Feuer des Kampfes bemerkte der Österreicher nicht, daß niemand mehr von den Seinigen um ihn war, und er ganz allein unter den immer mehr vordringenden Böhmen stritt. Schon floß sein Blut aus mehreren Wunden; da hielt Wartenberg die Seinigen zurück und both ihm ritterliche Haft an, wenn er sich ergeben würde. Der Ritter sah sich um, er gewahrte seine Verlassenheit, aber sein Muth wuchs mit der Gefahr, er wollte nichts von Gefangenschaft hören. In diesem Augenblicke erscholl von allen Seiten der laute Ruf: Herzog Friedrich ist ge-

fangen! Die Österreicher ziehen sich zurück! Ergebt euch nun! rief Wartenberg. Was kann eure verzweifelnde Tapferkeit eurem gefangenen Herrn frommen? Ihr blutet aus so vielen Wunden, und kein Mensch ist, der euch nicht das Zeugniß geben wird, daß ihr ritterlich und rühmlich gestritten. Gefangen seyd ihr auf jeden Fall; so ergebt euch lieber mir, es wird euch nicht reuen!

Der treuherzige Ton dieser Rede schien den Fremden zu bewegen; er reichte Wartenberg sein Schwert, und dieser sprang ab, half dem Verwundeten freundlich vom Pferde, und führte ihn sorgsam unter einen Baum, neben dem eine Quelle hervorrieselte. Hier bath er ihn niederzusitzen, und schickte um einen seiner Reisigen, der sich auf die Behandlung der Wunden verstand. Dankbar reichte ihm der Gefangene die Hand mit einem herzlichen Drucke, und nahm den Helm ab. Wartenberg sah einen braunen Jüngling vor sich, in der ersten Blüthe der Jugend, aus dessen Zügen Geist und Adel, aber auch ein düsterer Ernst sprachen. Mächtig wirkte dieser Anblick auf Wartenbergs empfängliche Seele, und er fühlte sich innig zu dem tapfern, und wie es schien, unglücklichen Jüngling hingezogen. Er half ihm, sich zu entwaffnen, so sehr der Fremde sich sträubte, und legte selbst

Hand an, seine Wunden zu verbinden, die zahlreich, aber nicht tief waren. In diesem Augenblicke sprengte ein Haufen Baiern vorbey, und als sie an dem Verwundeten die Österreichische Feldbinde gewahr wurden, wollten sie ihn in roher Wuth niederhauen. Umsonst rief ihnen Wartenberg zu, daß er sein Gefangener, verwundet und wehrlos sey. Die Baiern kannten keine Schonung, kein Kriegsgesetz. Einer von ihnen sprengte sein Roß an, und hohlte mit dem Schwerte aus, um dem Unglücklichen den Kopf zu spalten; da sprang Wartenberg hinzu, fing den Streich mit seinem Arme auf, und kämpfte gegen seinen Bundesgenossen um das Leben seines gefangenen Feindes. Auch dieser war indeß aufgesprungen, hatte seinen Schild und einen Dolch ergriffen, der im Grase lag, und stellte sich an Wartenbergs Seite. Bey dem Anblicke der Gefahr ihres Herrn kamen einige seiner Leute herbey, und nun gelang es ihnen, die Baiern in die Flucht zu schlagen, und ihr schändliches Vorhaben zu vereiteln. Als der Kampf geendet war, sanken die beyden Jünglinge einander stumm in die Arme, und der Bund inniger Freundschaft, der ihrer beyder Blut gekostet hatte, war mit diesem Blute auf ewig besiegelt.

Elisabeth hatte mit Vergnügen dieser Erzäh-

fung zugehört, sie fühlte Achtung für Wartenberg, und sie konnte auch dem Österreichischen Ritter ihre Theilnahme nicht versagen. Indem sie noch sprachen, entstand eine Bewegung unter den Damen, und alle Blicke wendeten sich nach der Thür: Der ist's, der ist's, der mit dem blauen Sammtmantel, und der mit ihm geht, ist der Grafenecker, den er in der Schlacht gefangen, und der ihn seit dem nicht wieder verlassen hat! So flüsterten ihre Nachbarinnen um sie herum. Jetzt wendete sie sich nach dem Eingange — und erstarrte. Hohenberg, wie er in der Fülle der Jugend ausgesehen haben mochte, wie er in jenem bedeutungsvollen Traume erschienen war, trat am Arme eines andern Jünglings, in dem sie der Beschreibung nach den Gefangenen erkannte, in den Saal. Sie zitterte, Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Gesichte, und man hätte ihre Bewegung bemerken müssen, wären nicht alle Augen auf den Helden des Tages geheftet gewesen.

Mit freyem Anstande schritten die Jünglinge durch den Saal, und nahten sich dem erhöhten Sitze, wo der König, von Luxemburgischen und Böhmischen Großen umringt, saß. Unwillkürlich hingerissen folgte Elisabeths Auge dem Herrn von Wartenberg, und vergebens strebte sie den Aufruhr zu stillen, der sich in ihrer Brust erhob. Die Ähn-

lichkeit war zu groß, die Erinnerung an den, den sie einzig geliebt, den sie so schmerzlich betrauerte, zu lebhaft. Die Ritter hatten sich vor dem König geneigt, der verbindlich mit ihnen sprach; jetzt kehrten sie zurück, und gingen langsam durch die Versammlung, und Wartenbergs Auge schweifte vergnügt durch die Reihen schöner, geschmückter Frauen, indeß der andere achtlos neben ihm ging, und kaum ein Mahl den Blick erhob. Auch seine Züge kamen Elisabeth bekannt vor; aber sie hatte weder Ruhe noch Lust, sich zu besinnen, wo sie ihn gesehen. Als Wartenbergs Auge jetzt auf sie traf, sah sie ihn unwillkürlich einen Moment still stehen. Ihn überraschte der Ausdruck ihrer Züge, neben denen die übrigen Frauen gehaltlos verschwanden, und er wandte sich schnell zu seinem Gefährten und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Jetzt erhob auch dieser den Blick auf sie, sah sie forschend, ernst an, und es schien, als besänne auch er sich, sie gesehen zu haben. Dann gleitete eine hohe Röthe flüchtig über seine Wangen, sein dunkles Auge sprühte feuriger, er zog seinen Freund hastig bey Seite, und Elisabeth sah sie in einer Ecke des Saals angelegentlich sprechen, sie sah einen der Böhmischen Ritter sich zu ihnen gesellen, sie merkte, wie dieser ihnen etwas lebhaft erzählte, und die beyden Jüng-

linge aufmerksam zuhörten. Sie konnte wohl unterscheiden, daß sie der Gegenstand dieses Gesprächs war, und daß Wartenbergs Blicke von diesem Momente an fast beständig auf ihr ruhten. In der Verwirrung, in welcher sie sich befand, und in welcher Wartenbergs Aufmerksamkeit sie erhielt, war es ihr sehr willkommen, daß der Marschall mit dem Stabe, von Edelknaben und Truchsessen begleitet, eintrat, um dem Könige zu melden, daß die Tafel bereit sey. Ein lauter Chor von Trompeten und Pauken wirbelte, als der König sich erhob. Sein Aufstehen war ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche, die Ritter drängten sich vor, um die Frauen vorbeygehen zu sehen. Wartenberg stand in der vordersten Reihe, Elisabeth mußte hart an ihm vorbey streifen, und sein Auge begegnete ihr mit so bedeutungsvollem Blicke, daß sie das ihrige erröthend senkte.

Als man im Tafelsaale angekommen war, erklärte der König laut, daß, um der ungezwungenen Unterhaltung und des frohen Genusses wegen, jede Rangordnung aufgehoben, jedes Ceremoniel verbannt seyn sollte, und sich jeder setzen möge, wie und wo ihm gelüste. Er selbst trat zu Elisabeth, führte sie an einen Sitz, und nahm neben ihr Platz. Diese Auszeichnung, die die Blicke des ganzen Ho-

fes auf sich zog, machte sie verlegen, ihr Auge suchte ihren Gemahl. Sie hätte gewünscht, ihn an ihrer Seite zu haben; aber Herr Jörger war weit entfernt, und indem sie das Auge gerade vor sich erhob, traf es auf Wartenberg, dem eben eine von den schönsten Damen des Hofes freundlich einen Platz neben sich anwies. Dieses Zusammentreffen vergrößerte ihre Verlegenheit und ihre Zerstreuung, aber außer Stande, ihre gespannte Lage zu ändern, nahm sie sich vor, sie mit Anstand zu ertragen, und König Johann war entzückt über den Geist seiner Nachbarinn, indeß der Ernst, mit dem sie alle Schmeichelepen, alle Anspielungen auf ihre Schönheit achtlos überging, ihn heftiger reizte.

Während sie gegen den König diese Fassung behauptete, war ihre Brust von wunderbaren Gefühlen bewegt. Vergebens gab sie sich alle Mühe, die Erinnerungen, die sich ihr gewaltsam aufdrängten, zu verbannen; jeder Blick zeigte ihr den verlorenen Geliebten in allem Schimmer der Jugend, blendender, als sie ihn selbst gekannt hatte. Ihr Traum in Maria Zell fiel ihr ein, sie sah jetzt deutlich dieselbe Gestalt vor sich, und ein geheimer Schauer ergriff sie, wenn sie auf den verhängnißvollen Zusammenhang zwischen ihrem Schicksal, und dem dieses völlig fremden Mannes dachte. Was

noch mehr beytrug, sie zu verwirren, war die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Herr von Wartenberg sie betrachtete, seine Blicke, die beynahe immer auf sie geheftet waren! Wie sehnlich wünschte sie nicht das Ende des langen schwelgerischen Banketts herbey! Wie froh war sie, als endlich der König das Zeichen zum Aufbruche gab, und es ihr vergönnt war, ihr tief aufgeregtes Herz in der Stille der Einsamkeit zu beruhigen! Mit Zittern sah sie dem kommenden Tag entgegen, da der ganze Adel bey einem Ball zu erscheinen geladen war, und wo Helmhard ihr nicht gestatten wollte, wegzubleiben.

Der zweyte Tag ging zu Ende, die Sonne sank hinter den Zinnen und Thürmen von Prag, und ihr Feuerstrahl loderte über die Fläche der Moldau hin, da bedeckte sich der Fluß nach und nach mit unzähligen kleinen Schiffchen, die mit Blumen, Flittern und Bändern von allen Farben bekränzt, in muntern Reihen hin und her segelten. Sie erwarteten den Hof und die Gesellschaft, die zum Feste bestimmt war, um sie nach der Moldauinsel zu führen, auf der Johann, gewöhnt am üppigen Französischen Hofe, wo er sich mehr als in seinem Reiche aufhielt, kostbare und geschmackvolle Feste zu sehen, mit königlichem Sinn und verschwende-

rischer Pracht ein glänzendes Fest hatte bereiten lassen. Er war der Erfinder, der Anordner aller dieser Ergetzlichkeiten, und in einem seltenen Verein wußte sein Geist Frohsinn mit Pracht, Munterkeit mit Anstand so wohl zu verbinden, daß man von dem Gedanken, am Hofe eines mächtigen Fürsten zu seyn, nie im Genusse der Freude gestört, und von der Freude nie so hingerissen wurde, zu vergessen, wo man war.

Der Adel hatte sich im Schloß versammelt; von dort ging der Zug an's Ufer des Flusses, das zu beyden Seiten eine unzählbare Volksmenge bedeckte, begierig, das Schauspiel königlicher Pracht zu sehen. Die zierlichen Gondeln nahten dem Ufer. Nach einem still waltenden Gesetz, das unbemerkt gegeben, und eben so unbemerkt befolgt wurde, ordnete sich Alles, die Gesellschaft schiffte sich ein, und jeder schien nur seinem eigenen Willen zu folgen, indeß er dem Geist gehorchte, der Alles leitete. Unter lauter, fröhlicher Musik stießen die Nachen vom Lande. Scherz und Lachen, Geflister und Gekose herrschten in den dämmernden Lauben von Tannengesträuch, die sie überwölbten. Johann saß an Elisabeths Seite, er hatte gewußt es so zu veranstalten, daß sie in demselben Nachen mit ihm fahren mußte. In zärtlichen Ausdrücken, die doch

nicht das stolze Gefühl verbargen, in welchem er sich über jede Abweisung erhaben glaubte, erklärte er ihr ohne Rückhalt die Empfindungen seines Herzens, und fühlte sich durch den Ernst, womit sie sie aufnahm, eben so sehr beleidigt, als angezogen. Jetzt hatten die Nachen die Insel erreicht. Musik und fröhliche Chöre empfingen sie; unter dem Schalle ländlicher Flöten und Schallmeyen stiegen sie an dem zauberisch geschmückten Ufer aus. Die Insel war in einen Feengarten verwandelt. Blumengewinde schlangen sich vom Baum zu Baum, aus den Büschen ertönten unsichtbare Chöre von Sängern, die Lieder der Liebe sangen. Auf freyen Rasenplätzen, mit tausend Blumen bedeckt, tanzten blühende Mädchen, als Dryaden und Hamadryaden gekleidet, den Reihen; dort im Gebüsche hielten Faunen und Satyren ein lärmendes Gelag. Auf einem still verschlossenen Platze, von ehrwürdigen Bäumen beschattet, sang ein jugendlich schöner Apoll den versammelten Hirten; dort wo der Hayn noch wilder wurde, klagte Orpheus um Eurydice, und künstlich nachgeahmte Thiere schienen sich sehnsuchtsvoll nach seinen Tönen zu bewegen. Der ganze Olymp der Fabelwelt hatte sich auf die schöne Insel herabgesenkt, und Auge und Ohr schwelgte in den sinnreichst ersonnenen Freuden [25].

Staunend und erfreut folgte die Gesellschaft dem Könige, der, Elisabeth am Arme, sie überall hinleitete, bis sie zuletzt am Ende einer majestätischen Allee ein schimmerndes Zelt über vergoldeten Säulen schwebend glänzen sahen, aus dem ihnen eine rauschende Tanzmusik entgegen scholl. Das war der Schluß aller Herrlichkeiten, und der eigentliche Zweck des heutigen Festes. Die Gesellschaft zerstreute sich in dem prächtig geschmückten Zeltsaale, den Geschmack und Glanz, der ihnen überall entgegen strahlte, bewundernd, bis der Tanz sie zu andern Freuden rief. Kein Bitten, kein ungestümes Dringen des Königs konnte Elisabeth bewegen, zu tanzen, und erzürnt über ihre Weigerung, verließ er sie endlich gleichsam trotzend, und mischte sich in die Reihen der schönsten Frauen, die ihm mit der regsten Aufmerksamkeit entgegen kamen.

Elisabeth war froh, einige ruhige Augenblicke zu haben; mit leichtem Herzen sah sie den König sich angelegentlich mit Andern unterhalten, und alle seine Künste gingen an ihr verloren. Nach und nach erschienen Masken in dem Saale, und sie bemerkte wohl, wie einige der Gesellschaft sich entfernten, und über eine Weile vermummt wieder kamen. Ihr Gemahl hatte sich mit ein paar ältern Rittern zum Würfelspiel niedergesetzt; unter der

bunten Menge, die sie umgab, waren Wenige, die sie kännte, niemand, der ihr werth war — und jene zwey Gestalten, deren Eine so wunderbare Gefühle in ihrer Brust erregt hatte, waren nirgends zu sehen. In manchen Augenblicken wünschte sie sich Glück, diese allzulebhaften Erinnerungen heute nicht erneuert zu finden, in manchen überraschte sie sich selbst bey sorgfältigem Spähen, ob sie nirgends das Ebenbild der theueren Gestalt erblicken könnte, die ihrem Geiste ewig vorschwebte. Sie strafte sich um dieses Wunsches Willen, und vermochte nicht, ihn zu besiegen. So führte eine trübe Vorstellung sie auf die andere; je lauter, je fröhlicher es um sie wurde, desto tiefer versänk sie in düstern Gedanken, aus denen plötzlich eine laute Bewegung der Versammlung sie weckte. Die Nacht war eingebrochen, und wie der letzte Tagesstrahl erlosch, entflammten sich in der Aue rings um das Tanzzelt alle Gänge und Gebüsche in hellem schimmernden Lichte. Alleen von Feuer liefen bis an den Strom, Blumengewinde, aus Funken gebildet, schlangen sich durch die Gebüsche, Nahmenszüge loderten in bunten Flammen auf. Alles strömte neugierig aus dem Saale der schimmernden Erleuchtung zu, und zerstreute sich in der Aue. Auch Elisabeth war einem Schwarm gefolgt, und

irrte mit ihm durch die erleuchteten Gänge. Sie sah mit Vergnügen die wunderbaren Wirkungen des Lichts in der Nacht des Waldes, die seltsam täuschenden Gestalten der Gebüsche, und verlor sich im Anschauen. Als sie ihren Begleiterinnen folgen wollte, fand sie sich allein. Müde des langen Betrachtens hatten die Andern sie verlassen, und sie wandte sich, um ihnen nachzugehen, wo sie sie in der Ferne plaudernd und lachend vor sich hin schwärmen sah. Da führte der Pfad sie am Ufer des Stroms vorbey, und sieh! eine Pyramide aus stillem bläulichem Feuer gebildet, brannte mit mildem Glanz am gegenseitigen Ufer, und spiegelte ihre sanften Lichter im Strome, der die schöne Erscheinung wiederhohlte. Die Abgeschiedenheit dieses Schauspiels, seine Entfernung von dem Geräusch, das die übrige Insel durchtobte, der beruhigende Eindruck desselben wirkten angenehm auf Elisabeths Gemüth. Sie blieb stehen, sie betrachtete die Pyramide, ihren Abglanz im Wasser, und setzte sich dann auf eine Rasenbank, wo ein lieblicher Contrast, von fern der weithinschimmernde Tanzsaal, die feurige Beleuchtung der Bäume, die Musik, das Getöse der wandelnden und tanzenden Menge, und hier der ruhig daherziehende Strom, die Dämmerung, die sie um-

fang, das stille Licht in der einsamen Nacht, ihre Seele in wehmüthig süße Träume wiegten. Auf einmahl ertönte ein leiser Saitenklang nahe bey ihr im Gebüsche, jetzt noch einer, die Töne reihten sich zur stillklagenden Melodie, und gleich darauf traten zwey Minstrels, verlarvt, aber prächtig und ganz nach der Weise der provenzalischen Troubadours gekleidet, hervor. Ehrfurchtsvoll grüßten sie Elisabeth, stellten sich unweit von ihr, der Eine ergriff die Laute, irrte mit fertiger Hand durch die Saiten, und fiel dann mit einer schönen Stimme ein, die in Elisabeths Brust seltsam wiederklang. So sang der Minstrel:

Es irrt ein Pilger durch Berg und Thal,
Des Morgens erster röthlicher Strahl
Trifft ihn in einsamen Gründen.
Er wandert, bis spät der Abend sinkt,
Und wenn der Mond durch die Wolken blinkt,
Wird er noch den Wandelnden finden.

Es irrt ein Pilger durch Wald und Feld,
Es lieget die weite, die offene Welt
So lachend vor seinen Blicken.
Ihn rühret des Spätroths ruhiges Licht,
Ihn reizet die Fülle des Herbstes nicht,
Mit welcher die Fluren sich schmücken.

Woher, du lieblicher Knabe, woher?
Dein blaues Auge, von Thränen schwer,
Ist jammernd zum Himmel gerichtet.
So jung, und kennest das Unglück schon?
Bist du der Heimath, der süßen, entflohn?
Bist du vor Feinden geflüchtet? —

„Was nennest du Heimath? Was nennest du Feind?
Mit der Heimath ist gar Manches gemeint.
Im Arm, an dem Busen der Lieben,
Mit denen das Unglück uns innig verband,
Dort blühet das wahre Vaterland.
Weh dem, den man dorten vertrieben!"

„Und Feinde? Sie nahen mit Schild und Speer
Nicht immer dem Armen, ein streitbares Heer.
Das Herz ist gar leicht zu verletzen!
Es wandelt das Schicksal in Dunkel gehüllt,
Es schleudert den Blitz, sein Spruch wird erfüllt,
Wir weichen den eh'rnen Gesetzen."

„Und kennst du der Liebe heilige Macht?
Sie erhellet des Blinden ewige Nacht,
Wird Kerker zu Eden ihm schmücken;
Sie leitet mit sorglicher Liebe den Freund,
Dem die leuchtende Sonne nur wärmet, nicht scheint,
Und fühlt sich beglückt im Beglücken."

„So laß mich denn wandern, so laß mich denn ziehn!
Nur eilend kann ich dem Jammer entfliehn,
In der Ferne von Schmerzen gesunden!" —

Er sprachs, und deckte das Aug' mit der Hand,
Und wie er seufzend sich seitwärts gewandt,
War die holde Erscheinung verschwunden.

Der Minstrel schwieg. Elisabeth war tief erschüttert. Der Inhalt des Liedes, der in leisen Anklängen ihr ganzes Schicksal berührte, die romantische Erscheinung, noch mehr aber die Stimme des Unbekannten, die vollkommen jenen weichen rührenden Accenten glich, die noch immer in ihrer Seele wiederhallten, Alles vereinigte sich, um sie in eine Art von Bezauberung zu versetzen, in der sie die Wahrheit nicht mehr von der Täuschung zu sondern wußte. Wie der Minstrel auf seinen Freund gelehnt vor ihr stand, glaubte sie den verlornen Geliebten selbst zu sehen, seinen Gesang wie in jenen Tagen auf der Seusenburg zu hören, ihre Thränen brachen hervor, sie vergaß, was geschehen war, rief: Ludwig! und eilte auf den Fremden zu. — In diesem Augenblick stürzte dieser zu ihren Füßen: Vergebt — vergebt, edle, unglückliche Frau, wenn ein Unbekannter es wagte, schmerzliche Erinnerungen in eurer Brust zu wecken! Nur der Wunsch, euch zu zeigen, daß euer Schicksal mir bekannt ist, daß ich eure hohe Tugend kenne und verehre, konnte mich zu dieser Kühnheit verleiten. Elisabeth hatte sich während seiner Rede

etwas gefaßt. Wer seyd Ihr? Wie kennet Ihr mich so genau? fragte sie mit noch zitternder Stimme. Der Fremde nahm die Maske ab, Elisabeth erblickte Hohenbergs Züge, und ihre Verwirrung vermehrte sich wieder. Ich heiße Wartenberg, sagte der Fremde: Mein Nahme wird euch wohl unbekannt seyn. Elisabeth stand einige Augenblicke schweigend, halb in dem zauberhaften Anblick verloren, halb bemüht, die gehörige Fassung zu erringen; sie besann sich jetzt langsam auf Alles, auf die Erscheinung des gestrigen Tages, und Wartenbergs Geschichte aus der Mühldorfer-Schlacht. Steht auf, Herr von Wartenberg! sagte sie endlich: Euer Nahme ist mir nicht unbekannt, ich habe ihn mit Achtung nennen gehört; aber steht auf, ich bitte euch — wir sind hier nicht allein. Nicht eher, bis Ihr mir verziehen habt, edle Frau! rief der Ritter lebhaft: Ich fühle die ganze Größe meines Vergehens, ich verehre den Schmerz, der euch hinriß; aber euer Unglück ist zu schön, um euch nicht gern weinen zu sehen. Verzeiht! Diese Worte des Ritters verwirrten Elisabeth noch mehr, schweigend reichte sie ihm die Hand, die er brünstig an seine Lippen drückte, schweigend winkte sie ihm, aufzustehen. Er gehorchte. O! rief er jetzt, indem er ihre Hand ehrerbiethig an seine Brust

drückte, und dann los ließ: O, wer würde nicht gern Augen und Leben verlieren, um so beweint zu werden!

Elisabeths Herz schlug in bangen Schlägen, ihre Brust flog, ihre Verlegenheit nahm mit jedem Augenblicke zu. Laßt uns in den Saal gehen, Ritter! sagte sie mit ungewisser Stimme: Es ziemt mir nicht, länger hier euer Gespräch anzuhören. — Wartenberg verbeugte sich schweigend, und both Elisabeth den Arm. — Sie gingen auf den Saal zu, der zweyte Minstrel folgte ihnen. Keines sprach ein Wort, aber Wartenbergs Auge, das zuweilen scheu und glühend auf das ihrige traf, sagte weit mehr von dem Zustand seiner Seele, als die beredteste Erklärung. Sobald sie in dem Saal angekommen waren, und der König Elisabeth an Wartenbergs Seite sah, eilte er auf sie zu, bemächtigte sich ihres andern Arms, und schien entschlossen, sie diese Nacht nicht mehr zu verlassen. Sie fühlte sich in einer peinlichen Lage. Wenn hier des Königs zudringliche Liebe sie beleidigte, so schreckte sie dort die gefährliche Ähnlichkeit, die ehrerbiethige Gluth, die halb zurück gedrängt, um desto rührender hervorbrach. Im gemeinschaftlichen Gespräche enthüllte Wartenberg so viele Spuren zarter lebhafter Gefühle, ritterlichen Muths

und feuriger Entschlossenheit, ihre Seelen berührten sich in so manchen Punkten, sie fand auch in den Gesinnungen so viele Ähnlichkeit mit dem verlornen Freunde, daß die Überzeugung von der Nothwendigkeit, diese allzu gefährliche Nähe schnell zu meiden, und sich jeder Annäherung zu entziehen, immer lebendiger in ihr wurde.

Mit Unmuth sah der König schon lange, daß es ihm nicht gelingen wollte, seinen Mitwerber zu verdrängen, er sah, daß, wenn auch Elisabeth ihm denselben nicht vorzog, er sich dennoch keines Vortheils über ihn rühmen konnte; jetzt konnte seine lebhafte Ungeduld es nicht länger aushalten. Er stand auf und befahl Wartenberg, ihm zu folgen; sie wollten sich Tänzerinnen suchen und einen Tanz aufführen, den sie vorher schon geübt hatten. Wartenberg gehorchte; sein Blick, nicht seine Worte sagten Elisabeth Lebe wohl! Ihr Auge folgte ihm verstohlen, sie sah ihn unter der Menge verschwinden, sie seufzte, aber ihr Geist hatte noch Kraft genug, diesen Seufzer zu verdammen, und so stand auch sie auf, den Augenblick der Freyheit nützend, um ihren Gemahl zu suchen, und mit ihm das Fest sogleich zu verlassen. Wie sie in ein Nebenzimmer trat, hörte sie, daß ihr jemand eilig folgte; sie sah sich um, es war der zweyte Min-

strel, der im Garten schweigend an Wartenbergs Seite gestanden hatte. Verzieht einen Augenblick, edle Frau! sagte er mit einer tiefen angenehmen Stimme, die Elisabeth nicht ganz fremd schien, und erweiset einem Unbekannten die Gefälligkeit, ihm eine Frage zu beantworten! Elisabeth blieb stehen: Was wollt ihr von mir? Ihr verkennt mich vielleicht. Gewiß nicht, antwortete der Minstrel: Ihr seyd Frau von Jörger; aber ihr seyd auch das Pilgermädchen, der Pilgerjüngling aus dem schönen Thale von Lilienfeld. Elisabeth erröthete: Woher wißt ihr von der Pilgerinn? Wer hat euch erzählt? — „Das erlaubt mir zu verschweigen, edle Frau! Nur diese einzige Frage: Lebt eure Freundinn Agnes noch?“ Elisabeth sah die Maske forschend an; es war eine schlanke Gestalt, von mehr als gewöhnlicher Länge, und zwey düstere dunkle Augen blitzten sie aus der Larve hervor an. Ich weiß nicht, wie ihr zu dieser Frage kommt? antwortete sie: Aber Agnes lebt. — „Und wo?“ Bey der Königinn von Ungarn. „Ist sie noch frey?“ Die Stimme der Maske wurde zitternder. „Ja, sie ist frey.“ Ihr seyd unaussprechlich gütig! rief der Fremde mit lebhafter Bewegung: Vollendet euer schönes Werk! Nur noch ein einziges Wort! Denkt sie noch an ihre Jugend-

tage, an Lilienfeld, an die Menschen, die sie dort umgaben? Es ist wahrlich sonderbar, erwiederte Elisabeth, von einem völlig Unbekannten so gefragt zu werden. Ich könnte eure Frage mit einer andern beantworten. Woher kömmt euch das Recht, euch darnach zu erkundigen? Das Recht? rief der Minstrel lebhaft, und seine Stellung wurde stolzer: Bey Gott! Ich denke, ich habe ein Recht dazu! Aber, ich sehe wohl ein, daß ich es hier nicht geltend machen kann, und so — indem er sich bescheiden verbeugte — habt die Gewogenheit, edle Frau, und antwortet einem Unbekannten, der in diesem Augenblicke keinen Anspruch für sich anführen kann, als daß er sehr unglücklich ist, und von eurem Edelmuthe Aufrichtigkeit erwartet! Diese Antwort, der zitternde Ton, in dem sie gesprochen wurde, rührten Elisabeth. Sie sann auf's Neue nach, sie betrachtete den Fremden genauer, endlich sagte sie: Wer ihr auch seyn mögt, ihr nehmt lebhaften Antheil an meiner Agnes, und ihr seyd nicht glücklich. Das sind zwey heilige Rechte auf meine Theilnahme. Wißt denn, auch sie ist es nicht, sie wird Lilienfeld und den Gespielen ihrer Jugend nie vergessen! Bey diesen Worten, die sie langsam aussprach, faßte sie des Minstrels Hand, und sah ihm forschend und bedeutend in die

Augen. Sie fühlte die Erschütterung, die ihn durchbebte; er ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz: O, habt Dank! habt Dank! Ihr habt mir das Leben wieder gegeben! Herrmann! rief Elisabeth, der in diesem Augenblicke alles klar ward, und die Gestalt des Grafeneckers, den sie gestern gesehen, einfiel; aber der Fremde drückte ihre Hand heftig, riß sich los und war verschwunden.

Sinnend, langsam, und tief gerührt, ging sie nun zu ihrem Manne und bath ihn, mit ihr nach Hause zu gehen, weil sie sich nicht wohl befinde. Helmhard erschrack; sie beruhigte ihn, ja, sie ersuchte ihn endlich, bey seinem Spiele zu bleiben, und sie nur mit seinen Leuten nach Hause zu schicken. Er nahm dieß Anerbiethen an, sorgte liebevoll für ihre Zuhausekunft, und war sehr froh, sie des andern Tages wieder wohl zu finden. Aber sie gestand ihm, daß die Zerstreuungen, das Geräusch, welches sie hier am Hofe immerwährend umgäbe, ihrer Gemüthsstimmung, ja selbst ihrer Gesundheit zuwider wären, und bath ihn, weil sie sah, wie wenig er Lust bezeugte, den Hof und Prag zu verlassen, so lange die Festlichkeiten währten, ihr zu erlauben, den unruhigen Aufenthalt in der Herberge mit dem im Frauenstifte, wo eine Verwandte von ihm Abtissinn war, zu vertauschen. Dort woll-

te sie in der Stille und Einsamkeit, die ihrer Stimmung so sehr zusagte, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, die Zeit zubringen, bis er alle Freuden, die diese glänzende Periode ihm darboth, genossen haben würde, und bereit wäre, sie abzuhohlen.

Helmhard willigte ungern in dieß Verlangen. Er liebte seine Frau herzlich, er wünschte sie um sich zu haben, er konnte sich's nicht vorstellen, daß die Ergötzlichkeiten, die ihm noch so viel Freude machten, seiner viel jüngern Frau nicht angenehm seyn sollten; indessen siegten dennoch Elisabeths sanfte Beharrlichkeit, und ihr bescheidenes Bitten. Noch denselben Nachmittag führte er sie in das Stift, und empfahl sie mit warmer Liebe der Freundschaft seiner Muhme. Als die Klosterpforte sich aufthat und hinter ihr zuschloß, als sie sich in dem unnahbaren Asyle sah, schien ein Stein von ihrer Brust gewälzt. Sie hatte eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sich und einer allzu reizenden Gefahr errichtet, sie hatte der widerlichen Liebe des Königs alle Hoffnung benommen, und es blieben ihr noch einige Tage Zeit, um in der wohlthätigen Stille der Einsamkeit die Erschütterungen der vorigen Tage ausbeben zu lassen, und ihr Herz in jene ruhige ergebene Fassung zu brin-

gen, in der allein sie das Verlorne Gott mit Ergebung aufopfern, und sich zur Erfüllung ihrer Pflicht geschickt zu machen vermochte. In den hallenden einsamen Gängen, vor den Bildern der Heiligen, die gelitten, gekämpft hatten, wie sie, begann sie den neuen Streit mit ihrem Herzen, und in Thränen und Gebeth fand sie einen Theil der Ruhe wieder, die ihr Wartenbergs Anblick geraubt hatte. Ihn selbst sah sie nicht wieder. Am achten Tage, als alle Feste zu Ende waren, hohlte Herr Helmhard sie aus dem Stifte ab, und als sie Prag mit seinen Zinnen und Thürmen weit hinter sich im Abendglanze schimmern sahen, gestand er ihr mit einer dankbaren Umarmung, daß das Betragen des Königs gegen ihn in den letzten Tagen, seine auffallenden Erkundigungen nach ihr, sein sichtlicher Unmuth, ja sogar einige Versuche, Elisabeth, Trotz der Klosterregel, dennoch zu sehen und zu sprechen, die ihm seine Muhme voll Schrecken mitgetheilt hatte, ihm jetzt erst die wahre Ursache ihrer Entfernung vom Hofe erklärt, und ihm einen neuen entzückenden Beweis ihrer Liebe und Klugheit gegeben hatten. Elisabeth erröthete ein wenig, und nahm mit heimlicher Beschämung die herzlich dankbare Zärtlichkeit ihres Gemahls an; doch gelobte sie sich mit erneuertem

Ernste, dieß schöne Zutrauen nie zu täuschen, und stets der Liebe eines so edlen Herzens werth zu bleiben.

So erreichten sie Hohenberg, wo Helmhard mit Vergnügen zu dem Unterrichte und der Gesellschaft seines Pflegesohnes, und Elisabeth zu den Beschäftigungen ihrer Einsamkeit zurückkehrte.

Anmerkungen.

1) Diese Beschreibung, so wie beynahe alle folgenden, sind wirkliche Schilderungen von Gegenden in Österreich über und unter der Enns, die ihrer Schönheit willen gewiß mehr bekannt zu seyn verdienten, als sie es gegenwärtig noch sind. Die Traisen, ein ansehnlicher Waldstrom, entspringt in den Gebirgen an der steyermärkischen Gränze, fließt bey Lilienfeld und der Kreisstadt St. Pölten vorbey, und ergießt sich bey Traismauer in die Donau.

2) Nah bey dem einst prächtigen Stifte Lilienfeld, steht eine große Gewehrfabrik, welche mit ihren vielen Gebäuden eine Art von Dorf ausmacht.

3) Dieses alte Dormitorium stand noch vor Kurzem, bis der unglückliche Brand im Jahre 1810 es einäscherte, ein ungeheurer Saal von Gothischer Bauart auf einigen Reihen von Säulen ruhend.

4) Die Kirche des bekannten Wallfahrtsortes Maria Zell in Steyermark wurde von diesem Markgra-

sen Heinrich erbauet. Der Weg von Wien geht über Lilienfeld dahin.

5) Diese Burg, so wie Kreisbach, zwischen St. Pölten und Lilienfeld gelegen, gehörte nebst andern vielen Besitzungen vor der Reformation den Herren und Grafen von Jörger, die ebenfalls in Österreich über der Enns Scharnstein, Toleth u. s. w. besaßen. Jetzt ist diese Familie ausgestorben, und ihre Güter haben theils die Stifter Kremsmünster und Lilienfeld, theils andere Adeliche erhalten. Hohenberg gehört dem Grafen von Hojos. Vor den Jörgern hauseten eigene Grafen von Hohenberg hier, und es führt noch den Titel einer Grafschaft. In einer Erzählung, die keinen Anspruch auf geschichtliche Treue macht, ist es wohl erlaubt, anzunehmen, daß nicht allein das Stammschloß Hohenberg, sondern alle nachmahligen Besitzungen der Grafen von Jörger auch einst den Hohenbergen gehört haben, und alle von ihnen an jene übergegangen seyen. Der letzte Hohenberg liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben.

6) Die Ermordung Kaiser Albrecht des Ersten durch seinen Neffen Johann von Schwaben und dessen Verschworne, die Ritter von Palm, Eschenbach, Wart u. s. w., ist aus dem vortrefflichen Werke: Der Österreichische Plutarch, 1. Heft, und aus Schillers Wilhelm Tell gewiß jedem gebildeten Leser bekannt.

7) Scharnstein, eine alte und eine neuere Burg dieses Nahmens, auf zwey Bergen einander gegenüber gelegen. Zwischen diesen Bergen fließt die Al-

be. Die Burg nebst allem, was dazu gehört, ist jetzt ein Eigenthum des Stifts Kremsmünster.

8) Zu Königsfelden geschah der Mord Albrecht des Ersten.

9) Seusenburg liegt am Anfange des Gebirgs, aus welchem die Albe herauskömmt, einige Stunden von Scharnstein.

10) Aus dem Albensee entspringt die Albe. Tief im Gebirge ruht sein Spiegel, ganz von kahlen unwirthlichen Felsen umgeben, bis zu denen sich ein lichter Kieferwald, die Seeau genannt, hinzieht. In dieser einsamen Gegend wohnen nur zwey Familien, ein Jäger und ein Fischer, dessen Hütte auf Pfählen im See selbst steht. Der einzige Weg hierher führt durch das Thal bey Scharnstein vorüber, dem Lauf der Albe entgegen, bis an den See; hier besteigt man das Schiff und gelangt so ans entgegengesetzte Ende des See's. Von hier aus kann man nur höchst beschwerlich mit Steigeisen über die Felsen in die jenseits gelegene Steyermark kommen.

11) Der Streit Friedrichs von Österreich mit Ludwig von Baiern um die deutsche Krone ist bekannt. Das meiste, was in diesen Blättern diesen Gegenstand berührt, so wie überhaupt alles Geschichtliche ist größtentheils aus dem vorerwähnten Werke, dem Österreichischen Plutarch im Leben Albrechts und seines Sohnes Friedrich des Schönen.

12) Adolph von Nassau war von einigen deutschen Ständen früher als Albrecht zum Kaiser gewählt worden, und verlor in einer Schlacht Leben und Krone an diesen.

13) Die Streifereyen und Raubzüge der Ritter jener Zeit sind bekannt.

14) Der Erlaphsee, durch welchen der Fluß gleichen Nahmens fließt, liegt eine Stunde von Maria Zell im Gebirge.

15) Man zeigt noch in Mödling, einem ansehnlichen Marktflecken, zwey Stunden von Wien, die Überreste von alten Mauern, die einst ein Frauenkloster gewesen seyn sollen.

16) Der sogenannte Gelsenbach.

17) Die Burg Mödling auf einem Felsen in dem Thal hinter dem Flecken soll einst die Residenz einiger Herzoge von Österreich aus dem Babenbergischen Hause gewesen seyn.

18) Gewiß kennt Jeder die Geschichte des Grafen von Gleichen, der zwey rechtmäßige Frauen hatte, seine erste, und dann die Sultanstochter, die ihn aus der Gefangenschaft befreyte.

19) Merkenstein, eine Bergveste, unweit Baden, wohin die Badegäste häufig spazieren fahren.

20) St. Pölten.

21) Geschichtlich.

22) Geschichtlich.

23) Geschichtlich.

24) Geschichtlich.

25) Feste dieser Art, von vielen Aufzügen und theatralischem Pomp begleitet, waren im Mittelalter gewöhnlich.



